

Baltische Monatschrift.



Herausgegeben

von

Arnold v. Tiedöhl.

44. Jahrgang. Heft 11. November 1902.

54. Band.

Abonnements werden entgegengenommen von der Expedition der Baltischen Monatschrift in Riga, Nikolaistr. 27.

Preis jährlich 8 Rbl., über die Post 9 Rbl. pränumerando.

Riga.

Verlag der Baltischen Monatschrift.

Nikolaistraße Nr. 27.

Ausgegeben am 4. November 1902.

112 1729

Lord Byron als Dramatiker*).

Von Dr. Eduard Eckhardt.

Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß England, das Land, das einen Shakespeare hervorgebracht und in der Zeit der Renaissance die üppigste Blüte des Dramas gezeitigt hat, gegenwärtig unter den großen Kulturländern auf dramatischem Gebiete am unfruchtbarsten ist. Sheridan war der letzte unter den bedeutenderen englischen Dramatikern. Von den Ursachen, die zum jetzigen völligen Niedergang der dramatischen Dichtung in England beigetragen haben, will ich nur zwei kurz andeuten: 1) Das englische Drama hat sich von den schweren Schlägen, die der Puritanismus ihm in der englischen Revolution geschlagen, nie wieder völlig erholen können. Der puritanische Geist, der auch heute noch unter den Bewohnern Britanniens keineswegs erstorben ist, hemmt die freie Entwicklung der vorhandenen künstlerischen Keime, wirkt ungünstig auf die Entfaltung etwa auftauchender dramatischer Talente. Der Puritanismus ist hauptsächlich schuld daran, daß die kunstfrohen Engländer der Renaissancezeit, mit all ihrer übersprudelnden naiven Lebensfreude, sich zu einem Volke entwickelt haben, das den darstellenden Künsten einen besonders dünnen Boden darbietet. 2) Einen wichtigen Grund für den gegenwärtigen Tiefstand der englischen Dramatik bilden auch die heutigen Theaterverhältnisse in England. Die englischen Theater sind Privatanstalten, ohne jede staatliche oder städtische Unterstützung. Unter solchen Umständen wird die Auswahl der aufzuführenden Stücke selbst an den Theatern höheren Ranges nicht durch künstlerische Gesichtspunkte, sondern durch die Rücksicht auf den Massen-

*) Der hier abgedruckte Vortrag wurde am 29./16. Juli 1902 vor der philosophischen Fakultät der Universität Freiburg i. Br. zum Zweck der Habilitation gehalten.

65.994

274

Lord Byron als Dramatiker.

erfolg bestimmt. Fast alle gegenwärtigen englischen Theater dienen keinem höheren Zweck als dem der bloßen Unterhaltung, des flüchtigen Zeitvertreibs.

Aus derartigen Verhältnissen erklärt es sich leicht, daß feinfühligere Dichternaturen sich in England noch weit eher als in andern Ländern davor gescheut haben, ihre dramatischen Werke dem unkünstlerischen Urtheil einnahmelüsterner Theaterleiter preiszugeben, und um den Beifall einer verständnißlosen Menge zu werben. Manche Dramen der Neuzeit waren von vornherein gar nicht für die Bühne bestimmt; bei einigen dieser Dramen würde die Aufführung, wenn sie trotzdem versucht werden sollte, auch technisch unmöglich sein. Die neuere englische Litteratur ist besonders reich an derartigen Buch- oder Lesedramen, d. h. an Dichtungen, die zwar in dramatischer Form abgefaßt sind, aber im Gegensatz zu den Bühnendramen, nicht als Dramen, im vollen Sinne gelten können, weil sie nicht für die Bühne geschrieben, oder gar, im äußersten Falle, überhaupt nicht ausführbar sind.

Der größte dichterische Genius Englands nach Shakespeare, Byron, hat sich auch auf dem Gebiete des Dramas bethätigt. Er hat in den Jahren 1817—1822 acht Dramen geschrieben, deren chronologische Reihenfolge die folgende ist: Manfred, Marino Faliero, Sardanapalus, The Two Foscari (Die beiden Foscari), The Deformed Transformed (Der umgestaltete Mißgestaltete), Cain, Heaven and Earth (Himmel und Erde) und Werner, or The Inheritance (Werner, oder die Erbschaft). 1821 war für Byrons Dramatik ein besonders fruchtbares Jahr; in diesem Jahr entstanden fünf von seinen acht Dramen. Von Byrons Stücken ist allein „The Deformed Transformed“ in unvollendeter Gestalt auf uns gekommen. Wegen ihrer dramatischen Form wäre ferner noch die kleine Satire „The Blues“ (Die Blauen) hier zu erwähnen.

Von Byrons Dramen ist nur ein Teil zu den Buchdramen zu rechnen; einige von ihnen sind, obwohl Byron selbst immer wieder feierlich versichert, er schreibe nicht für die Bühne, sehr wohl ausführbar, so „Marino Faliero“, „Die beiden Foscari“, „Sardanapal“ und „Werner“. Letzteres Stück hat auch unter allen Dramen Byrons die meisten Aufführungen erlebt. Dichterisch wertvoller sind aber bezeichnender Weise gerade Byrons Buchdramen

„Manfred“ sowie „Himmel und Erde“, während „Cain“, ein Stück, das auch durchaus als Buchdrama zu gelten hat, alle andern Dramen des Dichters an Tiefe und Wucht der Gedanken und philosophischem Gehalt übertrifft. Was für bühnentechnische Schwierigkeiten diese Stücke einem etwaigen Versuch, sie aufzuführen, bieten würden, geht schon daraus hervor, daß eine Szene in „Manfred“ auf dem Gipfel der Jungfrau spielt, am Schluß von „Himmel und Erde“ das Hereinbrechen der Sintflut vorgeführt wird, und in „Cain“ gar zu Beginn des zweiten Aktes der Titelheld, von Lucifer geleitet, im unendlichen Weltenraum einherschwebt, so weit von der Erde entfernt, daß diese nur noch als eine ganz kleine Scheibe erscheint.

Drei von Byrons Dramen knüpfen an die Geschichte an: „Sardanapal“, ferner die zwei Stücke, deren Stoff der Geschichte der Republik Venedig entnommen ist: „Marino Faliero“ und „Die beiden Foscari“. „Werner“ ist die Dramatisirung einer zur Zeit des dreißigjährigen Krieges spielenden Novelle und hat Deutschland zum Schauplatz. Phantastische Stoffe behandeln „Manfred“ und „Der umgestaltete Mißgestaltete“, dieses Stück freilich mit loser Anlehnung an geschichtliche Ereignisse. Die biblische graue Vorzeit, die in „Cain“ und „Himmel und Erde“ geschildert wird, bot der überströmenden Phantasie des Dichters ebenfalls einen weiten Tummelplatz.

So reich auch besonders die Buchdramen Byrons an poetischen Schönheiten sind, so läßt sich doch im Allgemeinen sagen, daß der Dichter in seinen Dramen nicht auf der vollen Höhe seiner dichterischen Fähigkeiten steht, auf der wir ihn in den beiden letzten Gefängen von „Childe Harold“, einzelnen Teilen von „Don Juan“ und einigen lyrischen Gedichten erblicken. Byron war ein durchaus subjektiv empfindender Dichter. Seine so scharf hervortretende Subjektivität machte ihn zum Dramatiker von vorn herein ungeeignet. Der Mangel einer eigentlich dramatischen Beanlagung Byrons zeigt sich auch darin, daß ihm in seinen Stücken Monologe besonders gut gelingen, eher als die Wechselrede mehrerer Personen. Wie wundervoll ist z. B. der Monolog des Patriziers Lioni in der 1. Szene des 4. Aktes von „Marino Faliero“ beim Anblick der vor seinem Fenster in nächtlichem Frieden ruhenden mondbeglänzten Lagunenstadt. Byron ergreift auch gern die Gelegenheit, um lyrische

Stellen in seine dramatischen Dichtungen einzustreuen, und es ist augenfällig, daß er sich hier eher in seinem Element fühlt als im eigentlichen Drama. Poetische Schönheit und dramatische Kraft befinden sich bei Byron meist im Widerstreit mit einander, während bei einem echten Dramatiker doch ein harmonisches Verhältniß zwischen beiden zu bestehen pflegt. „Manfred“ und „Himmel und Erde“, die an Wohlklang der Sprache, Erhabenheit des Stoffes und seiner Behandlung und poetischem Schwung unter Byrons Stücken obenan stehen, sind als Dramen verfehlt. Die Charakteristik von Byrons Dramengestalten ist recht einförmig. Die eigenartige Persönlichkeit des Dichters selbst kommt in den Helden seiner Stücke, ebenso wie in denen seiner epischen Dichtungen, immer wieder zum Vorschein. Die Zeichnung von Charakteren, die seinem eigenen Wesen unähnlich waren, erscheint uns mitunter matt oder verschwommen. Eine Charakterentwicklung der Personen tritt innerhalb des einzelnen Dramas, außer in „Sardanapal“, kaum hervor.

Auch in der Anwendung der für das Drama üblichen äußeren Kunstmittel zeigt sich Byron, der doch die verwickelte Spenserstrophe mit so vollkommener Meisterschaft, fast spielend zu handhaben wußte, vielfach ungeschickt. Er selbst erklärte einmal, der Blankvers (der fünffüßige reimlose Jambus) sei das schwierigste aller Versmaße. Er ist auch in der That dieser Schwierigkeiten niemals ganz Herr geworden. Seine Blankverse sind oft recht holprig; ein besonders häufiger Mangel im Bau dieser Verse liegt darin, daß so überaus oft die letzte Hebung aus Formwörtern, nämlich Konjunktionen, Präpositionen u. dgl. besteht, die so, statt, wie sich gehört, in der Senkung zu stehen, mit einem ganz ungebührlichen mißtönenden Nachdruck gesprochen werden müssen.

Eigentümlich ist Byrons Stellung zu Shakespeare. Byron selbst sagt von diesem seinem größeren Vorgänger: „I look upon him to be the worst of models, though the most extraordinary of writers“ (ich betrachte ihn als das schlimmste Vorbild, wenn auch als den außerordentlichsten Dichter). Mit einer gewissen Berechtigung läßt sich freilich von jeder wahrhaft genialen Dichter- und überhaupt Künstlerindividualität sagen, daß sie zum Vorbild schlecht geeignet sei. Weder Shakespeare noch Goethe noch Schiller haben eine Schule hinterlassen. In diesem Sinne ist aber Byrons

Urteil über Shakespeare nicht gemeint; er urteilt hier offenbar vom Standpunkt des französischen Pseudoklassizismus aus, der Shakespeare als ein regelloses Genie zu betrachten gewohnt war. Byron war sein Leben lang ein sehr eifriger Verehrer Popes, der als der bedeutendste Vertreter des französischen Pseudoklassizismus in der englischen Litteratur zu gelten hat. Diese Vorliebe Byrons für Pope ist um so auffälliger, als Byron in der Wahl seiner poetischen Stoffe und in deren Ausgestaltung im Grunde Romantiker und somit auf dem Gebiete der Dichtung Popes Antipode war. Bei näherem Zusehen erkennen wir aber doch, daß Byrons Verhältniß zu Pope schon in seinen Jugendeindrücken, und auch in seinem Charakter begründet liegt. In der Schule zu Harrow wurden ihm die pseudoklassizistische Aesthetik der Franzosen und Pope als Muster hingestellt; später beharrte der Dichter in den Anschauungen, die er in der Schulzeit gewonnen hatte, theils aus Eigensinn und Lust am Widerspruch gegen die herrschende Meinung, aus Feindschaft gegen die Seeschule*), besonders gegen Southey, dessen erbitterter Gegner Byron zeitlebens geblieben ist, theils auch weil Popes Persönlichkeit, weniger dessen Dichtung**), der seinigen in mancher Beziehung wesensverwandt war. Olze hat in seinem trefflichen Leben Byrons mit Recht darauf hingewiesen, daß zu Byrons Vorliebe für Pope jedenfalls auch der Umstand beigetragen hat, daß er als Dichter diesen weitaus überragte und sich dessen auch bewußt war. Aus derselben Wurzel entsproß auch Byrons oft hervortretende Abneigung gegen Shakespeare: er empfand dessen dichterische Ueberlegenheit als eine Demütigung seiner selbst, und suchte diese Empfindung zu verschweigen, indem er Shakespeare tadelte.

Den ihm durch Pope vermittelten französischen Pseudoklassizismus verehrte Byron nicht nur rein theoretisch; er gewährte ihm auch einen verhängnißvollen Einfluß auf manche seiner Dramen, in denen er sich bemüht, die von der pseudoklassizistischen Aesthetik der Franzosen verlangten drei Einheiten durchzuführen. Dies Streben zeigt sich in den beiden venetianischen Stücken und in

*) Unter „Seeschule“ versteht die Litteraturgeschichte die Vereinigung der Dichter Wordsworth, Coleridge und Southey, die längere Zeit zusammen an der See von Westmoreland und Cumberland lebten.

**) In der Dichtung ist Pope und Byron nur die Vorliebe für poetische Satire gemeinsam.

„Sardanapa“; in „Werner“, seinem letzten Drama, hat Byron die Einheiten außer Acht gelassen, und erst recht in seinen übrigen mehr phantastischen Stücken. In „Marino Faliero“ und in den „Zwei Foscari“ entstehen durch die Beobachtung der drei Einheiten große dramatische Mängel. In jenem Stück giebt die Beleidigung Stenos dem Zorn des Dogen nur den letzten Anstoß; alle die vielen Kränkungen, die ihm schon lange vorher von den Patriziern widerfahren waren und ihn erst allmählich in die schließliche grimmige Erbitterung gegen seine Standesgenossen hineingetrieben hatten, werden den drei Einheiten zu Liebe nur kurz angedeutet. So erscheint Falieros maßlose Wut gegen die Patrizier ganz ungenügend motivirt, ein Fehler, der hätte vermieden werden können, wenn der Dichter auf die Durchführung der Einheiten verzichtet hätte.

In ähnlicher Weise opfert Byron auch in den „Zwei Foscari“ eine eingehende psychologische Motivirung seiner grillenhaften Vorliebe für die drei Einheiten. Statt den jüngeren Foscari noch in der Verbannung, sich in Sehnsucht nach seiner schönen Vaterstadt Venedig verzehrend, vorzuführen, bringt ihn Byron erst auf die Bühne, nachdem diese Sehnsucht ihn zur unerlaubten Rückkehr nach der Heimat getrieben und dieser eigenmächtige Schritt ihm Gefängniß und Folter eingetragen hat. Daß er trotzdem die Stätte seiner Leiden der schönen Insel im Mittelmeer vorzieht, die sein Verbannungsort gewesen war, sieht mehr wie eine Verrücktheit aus, als wie das natürliche Gefühl eines vernünftigen Menschen.

Bei der Besprechung der einzelnen Stücke Byrons, zu der ich nun übergehe, soll nicht die zeitliche Reihenfolge, die doch im Grunde etwas bloß Zufälliges ist, sondern die innere Zusammengehörigkeit der maßgebende Gesichtspunkt bei der Anordnung sein.

Betrachten wir zunächst die Dramen Byrons, die auf geschichtlicher Grundlage beruhen, und von diesen zuerst „Marino Faliero“. Dieses Trauerspiel, der Abfassungszeit nach das zweite Drama des Dichters, schrieb Byron zu Ravenna vom April bis zum Juli 1820. Nach Mrs. Shelley, der Gattin des Dichters Shelley, notirte sich Byron immer absichtlich an, wann er ein Werk begonnen, und wann er es vollendet hatte, um gegebenen Falls zu zeigen, wie schnell er arbeiten konnte, und weil er den übrigens völlig ungerechten Vorwurf langsamen Arbeitens, der ihm gemacht worden war, fürchtete. Am Ende des

Jahres 1820 wurde das Stück gedruckt, und zu Beginn des Jahres 1821 sehr gegen den Willen seines Verfassers im Drury = Lane = Theater zu London aufgeführt. Byron giebt, wie auch sonst vielfach, selbst seine Quelle an, in diesem Falle venetianische Chroniken, besonders die Lebensbeschreibungen der Dogen von Marin Sanuto. Auch dies that er aus beleidigter Empfindlichkeit: er war einmal thörichter Weise des Plagiats beschuldigt worden, und will durch seine Quellenangabe dem Leser Gelegenheit geben, das Verhältniß zwischen seinen Werken und deren Quellen selbst zu prüfen. Das Stück behandelt die Verschwörung des Dogen Marino Falieri (nicht Faliero, wie Byron ihn nennt) gegen die Republik Venedig im Jahre 1355, also einen Stoff, der uns auch aus Ernst Theodor Amadeus Hoffmanns Novelle „Doge und Dogaresa“ bekannt ist. Byrons Drama fand fast durchweg eine ungünstige Aufnahme, und zwar nicht mit Unrecht. Es ist mit den fast 3500 Versen, die es umfaßt, das längste aller Dramen Byrons. Diese Länge wirkt ermüdend. Die darin geschilderte Verschwörung hat für uns kein höheres Interesse; denn es handelt sich hierbei nicht um die Befreiung der Republik von der Tyrannenherrschaft der Patrizier, überhaupt nicht um einen idealen Zweck, sondern nur um die Befriedigung rein persönlicher Rache. Anfangs wollte Byron selbst nicht gekränkten Stolz, sondern Eifersucht zum Hauptmotiv des Titelhelden machen, der als Greis ein junges, bildschönes Mädchen geheiratet hatte. Eifersucht wäre als die treibende Kraft im Drama auch gewiß wirksamer und natürlicher gewesen. Byron gab aber jenen Plan schließlich auf, und zwar nur deshalb, weil Falieros Eifersucht ungeschichtlich gewesen wäre. In Byrons Bemühen, sich streng an die Geschichte zu halten, liegt ein völliges Verkennen der Aufgaben eines Dichters, der bei der poetischen Bearbeitung eines geschichtlichen Stoffes nicht nur berechtigt, sondern sogar verpflichtet ist, alles poetisch Unfruchtbare auszuschneiden, aus seiner Vorlage nur das zu verwerten, was auch für die Dichtkunst einen wertvollen Vorwurf bietet. In dem unbändigen Stolz des Dogen, seinem das Innerste seines Herzens aufwühlenden Groll über die erlittene schwere Kränkung erkennen wir ein Stück von Byrons eigenem Ich, Stimmungen, in denen sich auch der Dichter selbst oft befunden hat. Diese Motive kehren daher auch sonst vielfach in Byrons Werken wieder.

Wülkers Bemerkung, Byron habe durch „Marino Faliero“ und die „Zwei Foscari“ Italien an seine alte Größe mahnen und es antreiben wollen, die Fremdherrschaft abzuschütteln, gehört zu den fehlerhaften Behauptungen, an denen seine „Geschichte der englischen Litteratur“ nicht ganz arm ist. Eine solche Tendenz läßt sich schon deswegen nicht aus unserem Drama herauslesen, weil, wie schon erwähnt wurde, die Verschwörung des Dogen nicht der Freiheit der Vaterstadt gilt, sondern rein persönlichen Interessen dient.

Auf „Die zwei Foscari“ paßt Wülkers Behauptung noch viel weniger: hier kommt nicht einmal eine Verschwörung vor, sondern es wird dargestellt, wie Jaropo Foscari, der Sohn des regierenden Dogen, den Ungehorsam gegen eine tyrannische Gesetzgebung aufs schwerste büßen muß, als er zum zweiten Mal in die Verbannung gehen soll, an gebrochenem Herzen stirbt und durch seinen Tod auch den alten Vater mit ins Grab hinabzieht. Dies Trauerspiel, der Zeit nach das vierte Stück Byrons, wurde in weniger als einem Monat um die Mitte des Jahres 1821 in Ravenna verfaßt und zusammen mit „Sardanapalus“ zu Ende desselben Jahres gedruckt. Als Quelle benutzte Byron Geschichtswerke über die Republik Venedig. Auch in diesem Stücke klammert er sich wieder allzu sehr an die geschichtliche Ueberlieferung. Jaropo Foscari's Schicksale werden streng historisch geschildert, können uns aber gerade deswegen kaum fesseln, da diese mit ihrem Urbild in der Wirklichkeit allzu genau übereinstimmende Persönlichkeit ihrem Unglück gegenüber sich gar zu passiv verhält, als Held sich nur im Leiden, nicht in trotzigem Muth erweist. Unsere Sympathien verschertzt Jaropo auch schon von vornherein dadurch, daß er Verrat heuchelt, nur um sich die Gelegenheit zur Rückkehr aus der Verbannung nach Venedig zu verschaffen. In Jaropos Gattin Marina dagegen erkennen wir wieder einen Lieblingstypus Byrons: sie zeigt sich als ein Seitenstück zu Marino Faliero in ihrem fast männlichen Trog und ihrer leidenschaftlichen Entrüstung, womit sie sich immer wieder gegen das Unrecht aufbäumt, das ihrem Gemahl widerfahren ist.

An der Tragödie „Sardanapalus“, der Zeit nach Byrons drittem Drama, arbeitete der Dichter zu Ravenna über 4 $\frac{1}{2}$ Monate lang zu Anfang des Jahres 1821; gedruckt wurde

das Stück, wie schon erwähnt, zusammen mit den „Zwei Foscarei“ im Dezember 1821. Byron hat seinen „Sardanapal“ in sehr schmeichelhaften Worten Goethe gewidmet, seinem Lehnherrn, wie er sich ausdrückt. Schon „Marino Faliero“ sollte Goethe gewidmet werden, dessen Lob „Manfreds“ Byron sehr erfreut hatte; diese Widmung wurde aber nie gedruckt, und Goethe erfuhr von Byrons Absicht erst lange nach dessen Tode, im Jahre 1831. „Sardanapal“ war zwar nicht für die Bühne bestimmt, ist aber doch bühnenwirksam und als Drama jedenfalls die gelungenste Schöpfung Byrons. Es fand auch allgemeine Anerkennung. Als seine Quellen nennt Byron selbst Diodorus Siculus und den 9. Band von Mitfords „Greece“. Den Inhalt des Stückes bildet die bekannte Geschichte vom letzten Assyrerkönig, der, nach einem in Schwelgerei und Ausschweifungen vergeudetem Leben, einer gegen seinen Thron gerichteten Verschwörung unterliegt, und schließlich in freiwilliger Selbstverbrennung als ein Held zu Grunde geht. In Sardanapal, dem lebenswürdigen, gutmütigen, garnicht stolzen Wüstling bringt Byron einen in seinen Werken völlig neuen Charakter zum Vorschein; indem er diesen Schwächling in der Stunde der höchsten Bedrängniß sich zum Heldentum durchringen läßt, bietet er uns auch eine vereinzelte Probe von dramatischer Entwicklung eines Charakters. Der Heldentod des Assyrerkönigs hat etwas Erhebendes, Befreiendes; das Drama erhält dadurch einen viel packenderen Schluß, als ihn die beiden venetianischen Dramen aufzuweisen haben. Auch die übrigen Gestalten des Stückes werden mit einer für Byron ungewöhnlichen Lebhaftigkeit und Schärfe charakterisirt. Unter ihnen ragen besonders der rauhe seinem König treu ergebene Krieger Salamenes und die griechische Sklavin Myrrha hervor, eine merkwürdige Gestalt, in deren Brust die Liebe zu Sardanapal und das Bewußtsein mit einander streiten, daß sie sich als Griechin durch die Liebe zu einem Barbaren, und noch dazu einem Manne, den sie nicht einmal achten kann, erniedrige. Am Schluß opfert sie sich gemeinsam mit dem Geliebten im Feuertode. Im vorliegenden Drama spiegelt sich Byrons eigenes Leben mehrfach wieder. Bei der Charakteristik des sich in sinnlichen Genüssen verzehrenden königlichen Wüstlings mögen dem Dichter reuige Erinnerungen an sein eigenes wüstes Leben zu Venedig nach der Trennung von seiner Gattin vorgeschwebt haben. Das heldenhafte

Ende des sich schließlich aufraffenden Königs, wodurch dieser seine Vergangenheit sühnt, mag auch Byron selbst schon damals, als er das vorliegende Stück schrieb, als Ideal für sein eigenes Leben erschienen sein, ein Ideal, das in Byrons Heldentode im griechischen Freiheitskampfe für den Dichter schon so bald darauf zur Wirklichkeit werden sollte*). In der Griechin Myrrha erkennen wir Byrons Freundin, die Gräfin Therese Guiccioli wieder, während Zarina, die rechtmäßige Gattin des Königs, der Lady Byron ungefähr entspricht. Gegenüber den bedeutenden Vorzügen des Stückes fallen kleine Schnitzer, wie z. B. daß Niniveh vom Dichter an den Euphrat statt an den Tigris verlegt wird, daß Byron den altorientalischen König wegen seines Doppelverhältnisses zu Zarina und Myrrha Gewissensbisse empfinden läßt, kaum ins Gewicht.

Das letzte und schwächste aller Dramen Byrons ist das Trauerspiel „Werner, oder die Erbschaft“. Es wurde um die Jahreswende 1821/1822 in einem Monat zu Pisa abgefaßt und erschien Ende 1822. Auch dies Stück hat Byron dem von ihm sehr bewunderten Goethe gewidmet. Seine Quelle war „The German's Tale (des Deutschen Erzählung), Kruitzner“, in der Sammlung „Canterbury Tales“ (Canterbury = Geschichten) der Schwestern Lee. Byron hat sich recht genau an seine Quelle gehalten, nur geringfügige Aenderungen daran vorgenommen. Daß dies Stück von Byrons Dramen den größten Bühnenerfolg davongetragen hat, ist ein Beweis für den schlechten Geschmack des englischen Theaterpublikums: es ist kaum mehr als ein dramatisirter Kolportageroman. Was einen so bedeutenden Dichter wie Byron an diesem recht minderwertigen Stoffe angezogen haben mag, ist schwer zu sagen. Höchstens könnte die Gestalt Ulrics ihn interessirt haben. Ulric gehört demselben Charaktertypus an wie der Giaour, Conrad im „Corsaren“, Lara, Figuren, die uns aus Byrons epischen Dichtungen bekannt sind. Ulric ist ein Mann von dunkler Vergangenheit, die durch schwere Verbrechen, über die wir aber nichts Genaueres erfahren, besetzt ward. Das Stück ist ganz unpoetisch und ohne jeden tieferen IDeengehalt; seine Blankverse zeigen einen noch mangelhafteren Bau als die der anderen Stücke Byrons.

*) Die Parallele zwischen Sardanapal und Byron selbst verdanke ich Wülker, dem ich also in diesem Punkte nur beistimmen kann.

Zwischen den historischen Stücken unseres Dichters und den Dramen, in denen er seiner Phantasie einen freien Spielraum gewährt, steht in der Mitte „Der ungestaltete Mißgestaltete“. Dies Stück wurde 1821 zu Pisa begonnen und in seiner unvollendeten Form erst im Januar 1824 veröffentlicht. Als seine Quellen nennt Byron selbst theils eine Novelle „The Three Brothers“ (Die drei Brüder) von Joshua Pirkersgill, theils Goethes „Faust“. Das Stück beginnt mit einer Szene, in der bittere Erinnerungen an Byrons eigene Kindheit hervortreten: wie Bertha ihrem buckligen Sohne Arnold, dem Titelhelden von Byrons Drama, seine Mißgestalt vorwirft, so hat auch Byrons eigene Mutter ihren Sohn wegen seiner Lahmheit mitunter schroff zurückgewiesen und geradezu Widerwillen gegen ihn geäußert, um im Augenblick darauf zu leidenschaftlichen Liebesungen ihres Kindes überzugehen. Daß Arnold in der Stunde der Verzweiflung vom Teufel am Selbstmord verhindert wird, und dieser ihn unter verschiedenen Gestalten des Altertums eine aussuchen läßt, mit der er die eigene Mißgestalt vertauschen könnte, ist als ein undeutlicher Anklang an Goethes Faust zu erkennen. Byrons Teufel erinnert als cynischer Spötter an Goethes Mephisto. In der zweiten Szene erblicken wir Arnold in der Gestalt des Achilles und den Teufel in Arnolds früherer Gestalt vor den Wällen Roms: Arnold unterstützt den Connétable Charles von Bourbon bei der Belagerung der Stadt im Jahre 1527. Im Straßenkampf befreit Arnold Olimpia, eine edle Römerin, aus den Händen roher Soldaten. Am Schluß werden auf einem Schloß in den Appeninen Vorbereitungen zu einer Hochzeit getroffen, offenbar Arnolds und Olimpias. Hier bricht das Stück ab. Wie Arnolds Verhältniß zum Teufel enden sollte, ist nicht ersichtlich.

Das älteste aller Dramen Byrons ist der 1817 verfaßte „Manfred“, den Byron selbst als dramatisches Gedicht bezeichnet. Der Held dieses merkwürdigen Dramas, dessen Inhalt sich nicht in kurzen Worten wiedergeben läßt, ist ein Menschenverächter und Pessimist im höchsten Grade. Er hat allen Verkehr mit den Menschen aufgegeben und lebt ein einsames Leben, das nur der Erinnerung an das Wesen geweiht ist, welches er einst geliebt hat. Wie Faust besitzt er Macht über die Geister, die er wie dieser beschwört; während aber Faust mit Hilfe der Geister die Schranken,

die der Menschennatur gesetzt sind, in übermenschlichem Drange zu durchbrechen strebt, ist Manfred nur von dem Wunsche beseelt, von den Geistern die Gabe der Selbstvergeffenheit zu erlangen. Die Geister sind aber nicht im Stande, ihm diesen Wunsch zu erfüllen; denn sie sind unsterblich, und können nur das gewähren, was im Bereich ihrer eigenen Natur liegt. Sie hinterlassen ihm nur den Fluch, daß der Tod ihm stets nahe sein, ihn aber nicht treffen solle. Dieser Fluch zeigt seine Kraft schon in der nächsten Szene: gerade als Manfred sich von der Jungfrau in den Abgrund stürzen will, verhindert ein Gensenjäger ihn am Selbstmord und nimmt ihn in seiner Hütte gastlich auf. Später finden wir Manfred an einem Wasserfall in den Alpen wieder; er versucht durch die Nymphe der Berge in der Einsamkeit der erhabenen Alpenwelt den verlorenen Seelenfrieden wieder zu erlangen, verzichtet aber darauf, als die Nymphe ihm die Gewährung seines Wunsches nur um den Preis der Unterwerfung unter ihren Willen in Aussicht stellt. In seiner heißen Sehnsucht nach der Ruhe wunschloser Vergessenheit wagt Manfred sich sogar vor den Thron Mhrimans, des Herrschers der Unterwelt. Auf sein Verlangen ruft Nemesis hier den Geist der Astarte, seiner Geliebten, herbei. Manfred bemüht sich, von dieser Vergebung für die furchtbare Schuld zu empfangen, die er durch ein an ihr verübtes Verbrechen auf sich geladen hat. Doch auch diesmal bittet er vergebens; der Geist der abgesehenen Astarte weist ihm nur, daß am nächsten Tage seine irdischen Qualen enden würden. Am Schluß treffen wir Manfred in dem Schlosse seiner Väter. Der Abt des Klosters von St. Moriz versucht immer wieder, den Gottlosen von seiner Zauberei abzubringen und in die geöffneten Arme der Kirche zurückzuführen; aber Alles ist umsonst, Manfred bleibt unbeugsam. Selbst den höllischen Geistern, die erscheinen, um die ihrer Macht verfallene Seele des Sterbenden abzuholen, will Manfred sich nicht unterwerfen. Nur den Tod erkennt er als eine über ihm stehende Macht an, der sich zu ergeben er bereit ist. Die Geister verschwinden ohne die erhoffte Beute, und Manfred stirbt in den Armen des Abtes, dessen Worte

„Er ist dahin — sein Geist entfloh der Erde —

Wohin? — ich denk's mit Graun! — doch er ist hin!“

den Epilog des Stückes bilden.

„Manfred“ ist reich an großartigen Naturschilderungen, in denen die mächtigen Eindrücke, die Byron beim Besuch der Berner Alpen empfangen hatte, einen glänzenden poetischen Ausdruck fanden. Als Drama ist „Manfred“ aber völlig verfehlt; seine Szenen zerfließen zu bloßen Stimmungsbildern, denen freilich Erhabenheit nicht abzusprechen ist. Die Anlage des ganzen Stückes ist nur skizzenhaft; manches erscheint als zu wenig ausgearbeitet. Die Flüchtigkeit des bloßen Entwurfes erklärt wohl auch den Widerspruch zwischen dem Fluch der Geister im ersten Akt, wonach Manfred sich in beständiger Todesgefahr befinden und doch nie sterben solle, und der Weissagung von Astartens Geist am Schluß des zweiten Aktes, die ihm für den folgenden Tag das Ende seiner Qualen verkündet. Ähnlich wie in Byrons Epos „Lara“ begegnen auch in „Manfred“ zahlreiche geheimnißvolle Anspielungen auf eine frühere schwere Schuld des Helden, hier gegenüber seiner Geliebten Astarte. Worin diese Schuld bestanden hat, wird nicht erwähnt. Gewöhnlich nimmt man jetzt an, daß Byron mit Manfreds furchtbarer Schuld Blutschande gemeint hat, daß also Manfred und Astarte als Geschwister gedacht sind. Die englischen Leser waren gewöhnt, aus Byrons Gestalten Züge seines eigenen Wesens herauszulesen. Dazu kamen die vielen unglaublichen Gerüchte, zu denen Lady Byrons plötzliche Trennung von ihrem Gatten Anlaß gegeben hatte. So kann es uns auch nicht Wunder nehmen, daß man auch diese Blutschande, auf die in Manfred leise hingedeutet zu werden scheint, auf Byrons eigenes Leben bezog, wie man auch die Gestalt des Lara in Byrons gleichnamigem Epos böswilliger Weise mit ihm selbst identifizirt hatte. Es war freilich auch Byrons eigene Schuld, daß man ihm selbst alle Schlechtigkeiten seiner dichterischen Gestalten zuschrieb, da er gern mit einem geheimnißvollen Schuldbewußtsein kokettirte, das, wie er oft andeutet, ihn selbst erfülle. Daß aber in diesem Falle Byron durch eine völlige Identifizierung mit dem blutschänderischen Manfred großes Unrecht geschehen würde, braucht wohl kaum besonders betont zu werden. Man hat auch versucht, für das Motiv der Blutschande, das im „Manfred“ gemeint zu sein scheint, ein litterarisches Vorbild auffindig zu machen. Gillardon hat in einer Heidelberger Dissertation von 1898 in einem Jugendroman Shelleys „St. Irvyne; or, the Rosecrucian“ (St. Irvin, oder der Rosenkreuzer) eine Quelle für

obiges Motiv in „Manfred“ nachweisen wollen. Kürzlich hat Köppel in Band 30 der „Englischen Studien“ sich bemüht, in einer Erzählung Chateaubriands, die dieser mit seinem Roman „Atala“ äußerlich verknüpft hat, ein Urbild für Mstare, Manfreds Geliebte, festzustellen. Ueber einige ungefähre Uebereinstimmungen, die, wie auch Köppel selbst bereitwillig zugiebt, keineswegs zur Annahme eines unmittelbaren Zusammenhanges zwingen, kommt aber in beiden Fällen die Beweisführung nicht hinaus. Es scheint mir keineswegs notwendig, daß für das in „Manfred“ verhüllt auftretende Motiv der Blutschande durchaus eine litterarische Quelle angenommen werden muß. Byrons üppige Einbildungskraft, die sich mitunter auch gern auf absonderlichen Wegen erging, genügt allein schon, um das Vorkommen eines derartigen Zuges zu erklären. Byron selbst giebt an, daß sein „Manfred“ durch den „Prometheus“ des Aeschylus beeinflusst worden sei; dies ist aber nur in beschränktem Sinne in Bezug auf die Charakteristik des Titelhelden, nicht auch in Bezug auf den Gang der Handlung zuzugeben. Zwischen Goethes „Faust“ und „Manfred“ besteht auch nur eine allgemeine Ähnlichkeit; auf einen wichtigen Unterschied zwischen beiden hat schon Gottschall aufmerksam gemacht: „Manfred ergiebt sich dem Teufel nicht, im Gegensatz zu Faust, sondern steht ihm, von seiner eigenen Geisteskraft getragen, unüberwunden gegenüber.“ In seinem trotigen Unabhängigkeitsgefühl ist Manfred also noch mehr Uebermensch als Faust; in dem Ziel, dem er zustrebt, kann dagegen nur Faust, nicht Manfred, als Uebermensch gelten.

In viel klarerer, schärferer Zeichnung als in „Manfred“ kehrt der Typus der trotigen Titanen in Byrons „Cain“ wieder. Dies Stück, der Zeit nach das sechste unter seinen Dramen, wurde im dritten Viertel des Jahres 1821 zu Ravenna geschrieben, im Dezember des gleichen Jahres zusammen mit „Sardanapal“ und den „Zwei Foscaris“ gedruckt, und Walter Scott gewidmet. Byron nennt das Drama ein „Mysterium“, anknüpfend an die für die biblischen Dramen des Mittelalters üblich gewordene Bezeichnung. Als ein Mysterium ist „Cain“ freilich nur zu betrachten, wenn man allein die äußere Hülle des Stückes berücksichtigt. Diese hat Byron dazu benützt, um damit tiefsinnige philosophische Gedanken zu umkleiden, ein Verfahren, das den alten Mysteriendichtern durchaus fremd war. Seinem Inhalt nach würde „Cain“ eher

die Bezeichnung eines metaphysischen Dramas verdienen. Die biblische Handlung, selbst Abels Ermordung, wird zur Nebensache; der Schwerpunkt des Stückes liegt in den philosophischen Erörterungen Cains mit dem Teufel. Cain ist Faust noch näher verwandt als Manfred, ein Himmelsstürmer des kühnen, rücksichtslosen Denkens, der auch vor den äußersten Konsequenzen nicht zurückschreckt, das Wissen dem Glück vorzieht, und sich weder vor Gott noch vor dem Teufel beugen will. Cains furchtlose Kritik des irdischen Lebens gilt besonders der Frage vom Ursprung des Bösen und von der Erbsünde. Die höchsten Fragen der Menschheit werden in diesem Stücke aufgeworfen, in einer Sprache, die der Erhabenheit des Gegenstandes angepaßt ist und nichts von trockener Lehrhaftigkeit an sich hat. Der Fortschritt der dramatischen Handlung kommt allerdings bei dem vielen Philosophiren zu kurz. Daß Byron sich Cains zum Sprachrohr für seinen eigenen Skeptizismus bedient, ist unverkennbar. Dies haben seine Landsleute auch herausgeföhlt; Byron wurde wegen dieses Stückes von allen Seiten aufs schärfste angegriffen, ja es erschien sogar eine besondere Gegenschrift gegen die angebliche Gottlosigkeit seines Werkes. Aus Abneigung gegen den Dichter ging man aber wieder in der Identifizirung Cains mit Byron selbst viel zu weit. Die Blasphemien, die allerdings in Cains und Lucifers Worten enthalten sind, passen doch durchaus zu deren Wesen. Byron verteidigte sich auch selbst gegen die Vorwürfe, die ihm dieses Stückes wegen gemacht wurden, durch den Hinweis darauf, Lucifer könne doch nicht wie ein Geistlicher bei dergleichen Gelegenheiten sprechen, auch bei Milton, dem frommen Dichter, kämen blasphemische Reden von ähnlicher Art vor, er sei in seinem religiösen Zartgefühl sogar noch weiter gegangen als Milton, da er, im Gegensatz zu diesem, Gott in eigener Person nirgends auftreten lasse. Byron hat Cain keineswegs als einen schlechten Charakter hingestellt: Cain liebt seine Gattin und Schwester Abah aufs zärtlichste, und die Szene, worin er sein schlummerndes Söhnchen Enoch herzt, zeigt, daß er auch zarter Gemütsregungen fähig ist. Seinen Bruder Abel tödtet er nur in einer plötzlichen Bornesaufwallung, die allerdings schon durch Lucifers anstachelnde Reden und Cains dauernd düstere Gemütsstimmung vorbereitet worden war. Nach der That empfindet er schreckliche Gewissensbisse. Byron gesteht

im Vorwort zu „Cain“, er habe seit seinem zwanzigsten Jahre Milton nicht mehr gelesen, aber freilich vorher sehr oft. Eine größtentheils unbewußte Beeinflussung obigen Dramas durch Miltons „Verlorenes Paradies“ dürfen wir also wohl annehmen.

Ein biblischer Stoff liegt auch dem gleichfalls als „Mysterium“ bezeichneten Drama „Himmel und Erde“ zu Grunde. Das Stück, der Zeit nach das siebente, entstand im Oktober 1821 zu Ravenna, und wurde 1822 gedruckt. Sein Grundthema ist die in der Genesis erwähnte Liebe der Söhne Gottes zu den Töchtern der Menschen, also ein Stoff, den auch Thomas Moore etwas später, 1823, in seinem lyrischen Epos „Loves of the Angels“ (Liebe der Engel) behandelt hat. Das vorliegende Stück ist nur der erste Teil des ganzen Dramas, der jedoch als ein in sich abgeschlossenes Ganzes erscheint; den geplanten zweiten Teil hat Byron aber nie geschrieben. Das Stück ist fast rein lyrisch gehalten und von einer düsteren Stimmung übergossen, die auf das am Schluß hereinschneidende Unheil vorbereitet. Nur ein wahrhaft großer Dichter, ein Geist ersten Ranges, durfte es wagen, einen Stoff von höchster Erhabenheit, der den Untergang einer ganzen Welt zum Gegenstand hat, zu behandeln. Ein mittelmäßiger Dichter wäre beim Versuch, diese Aufgabe zu lösen, nur zu leicht in Lächerlichkeit verfallen. Byron aber hat in wenigen einfachen Zügen eine Reihe großartiger poetischer Bilder entworfen. Von den Charakteren des Stückes fesseln uns besonders die beiden schönen Töchter aus Cains Geschlecht, Anah und Abolibamah, an denen die Söhne Gottes Wohlgefallen gefunden haben. Sie bilden einen wirkungsvollen Gegensatz zu einander: Anah ist weich, unterwürfig, echt weiblich, Abolibamah eine Art weiblicher Cain, stolz, heißblütig, herrisch, also eine der Marina in den „Zwei Foscari“ verwandte Gestalt.

Anhangsweise erwähne ich am Schluß noch flüchtig den kleinen dramatischen Scherz Byrons „Die Blauen“, der 1820 entstand und in Leigh Hunts Zeitschrift „The Liberal“ (Der Liberale) veröffentlicht wurde. „Die Blauen“ sind eine ziemlich gutmütige Satire gegen verschiedene Kritiker und Schriftsteller. Natürlich bleibt die Seeschule bei dieser Gelegenheit nicht ungerufen: Wordsworth wird als „Wordswords“ (Worte Worte) und Southey als „Mouthey“ (Mann mit dem Munde) verspottet. Das Ganze

ist in dem übermütig leichten Ton gehalten, den wir auch in Byrons Epen „Beppo“ und „Don Juan“ wiederfinden. Dem Inhalte nach erscheinen die „Blauen“ als eine Art Fortsetzung von Byrons poetischer Satire „English Bards and Scotch Reviewers“ (Englische Barden und schottische Kritiker).

Die schönsten dramatischen Schöpfungen Byrons sind freilich bloße Buchdramen. Wer aber wollte ihre großen poetischen Schönheiten, deren eigentümlicher Zauber gerade damit zusammenhängt, daß sie ohne jede Rücksicht auf die Bühne geschrieben worden sind, mit Szenen vertauschen, die den Anforderungen der Bühnentechnik besser genügen.

Der Kaufmann in der erzählenden Poesie.

Ein Vortrag von weiland Dr. phil. E d u a r d S c h n e i d e r (Dorpat).

Wie kommt's, mein Freund, daß Niemand mit dem Loos,
 Das ihm, sei's nun des Schicksals Schluß, entgegenwarf,
 Sei's daß er selber sich's erkor nach eigener Wahl,
 Zufrieden führt das Leben, daß er glücklich preist
 Den, der auf andern Bahnen sucht das Glück?!

So lauten die Anfangsworte des ersten Gedichts, mit welchem gegen den Anfang unsrer Zeitrechnung ein junger, aber bereits in den glänzendsten Kreisen des weltbeherrschenden Roms gefeierter Dichter vor das große Publikum trat. Unzufriedenheit mit dem eignen Loose! Krankheit und Qual des Menschen, Fluch, der ihn niederwärts zieht, sobald er von dem Boden der ursprünglichen Natürlichkeit sich erhebt, seinen Flug nimmt in die Bahnen, in die ihn des Geistes Wesenheit fortreißt! Oder sollen wir vielleicht die Unlust, welche den Sterblichen kein Genüge finden läßt an dem Gewonnenen und Bestehenden, für ein zur eigensten Natur seines Geistes gehöriges Merkmal, für einen fördernden Sporn erachten, der den Einzelnen antreibt zur allseitigen Ausbeutung seiner Kräfte, für seine wertvolle Mitgift, die dem Menschengeschlechte eine Bürgschaft ist, daß es trotz aller Hemmnisse siegreich vordringen muß und wird zu seinem Ziele, der wahrhaftigen und vollendeten Freiheit? Das kann nicht bestehen vor dem besonnen Scheidenden

Urteil. Der edle Trieb des Menschen, der ihn nicht ruhen läßt auf dem erreichten Standpunkt, der ihn vorwärts drängt zu immer vollkommenerer Leistung, der ihn hinunter steigen heißt von der Oberfläche, um in der Tiefe nachzuspüren den Gründen der Dinge, deren Gesamtheit in ihrer tausendfachen Verkettung und Verschlingung seine Welt ausmacht, die er beherrschen will; dieses die höchste Lust, die reinste Freude des Daseins bereitende Suchen und Finden ist in Grund und Wesen und Wirkung verschieden von jener stets als geistige Krankheit empfundenen, unsre besten Kräfte lähmenden, die Freude am eignen Dasein verkümmernenden, die freudige Gemeinschaft des Lebens und Strebens mit unserm Nächsten störenden, aus Schwachherzigkeit und Selbstsucht hervorkeimenden Unzufriedenheit mit der eignen Lage, mit dem Lebensberufe, in den uns Gottes unendliche Weisheit und Güte gewiesen zum eignen Heile, zu Nutz und Frommen des Nächsten. Und doch kranken wir Alle! Die meisten Sterblichen werden wohl einstimmen in des Dichters Wort:

Das Bess're erkenn ich und schätz ich, jage dem Schlecht'ren doch nach.

Ist es doch eben mit der Zufriedenheit, die das Dasein zur Bonne macht, wie mit allen hohen geistigen Gütern des Lebens. Nur wenigen Hochbegnadigten fallen sie zu, unmittelbar aus der Götter Schoße; sie wollen eigenkräftig erworben sein in sauren Kämpfen. Erliegen würden wir, gewahrten wir nicht, wie bei redlichem Streben allmählich die Hindernisse sich mindern, das Gefürchtete seine Schrecken verliert, leicht wird, was uns schwer dächte, wie die Ausichten freier werden, das Gelingen die Kraft stärkt, die Lust weckt zu rastlosem Streben. Und so gelingt es denn auch sicherlich dem aufrichtig und redlich Bemühten seine Stellung in der Welt, seine Aufgabe für Zeit und Ewigkeit zu begreifen, richtig zu messen die eigne Kraft, nach ihrer Würde zu schätzen Menschen und Dinge, mit klarer Erkenntniß sich dienstbar zu machen das Fördernde, und aus seinen Kreisen zu stoßen, was sein wahres Wohl hindert. Mag er dann auch einmal im Zorn aufwallen, wenn Unverstand oder Bosheit sein Streben lähmen, er ist doch seiner gewiß, er hat sich doch seine eigne Welt erobert, die ihm nicht erscheint „in Wahrheit schal und unerquicklich“, weil er in ihr waltet mit „freiem Thun, dem einzig Schätzenswerten, das hervorbringt aus dem eignen Busen“, keines Lohnes begehrt,

weil er den Lohn in sich selber trägt, das Bewußtsein der erfüllten Pflicht, die Grundlage der Ruhe und des Friedens der Seele. Ein schönes Bild, das eines Menschen, es sei Mann oder Weib, der Hohen oder Niedrigen einer, dem der Kampf mit sich selbst, mit der Welt, die Frucht getragen, daß er sich selber hat, daß er sich zu bescheiden weiß. Von dem also Gefegneten strömt Segen in die Nähe und Ferne.

Aber Täuschungen sonder Zahl umflattern der Sterblichen Sinn.

So wähnen wir auch wohl schon Frieden zu haben, wenn des Herzens leidenschaftliche Wünsche schweigen, wir unangefochten von des Lebens Not und Feindschaft ruhig des Daseins genießen. Aber doch schafft ein solches verständiges, im vollen Sinne bescheidenes Leben noch keine wahre Befriedigung. Friede und Freundschaft halten mit Jedermann, sein Haus nach Maßgabe des Erworbenen freundlich ausschmücken, das Leben, von welchem der Dichter sagt:

Tages Arbeit, Abends Gäste,
Saure Wochen, frohe Feste,

wem schiene das nicht begehrenswert? Es befriedigt auch, so lange wir gehoben und getragen dahin gleiten auf dem sanft rinnenden Strome des Lebens, so lange der Wellen leichtes Gefräusel uns nichts ist, als eine anmutige Wandlung des einförmigen Bildes der Fläche. Wenn aber des Schicksals Stürme heranbrausen, aufwühlen den tiefsten uns selbst verborgenen Grund der eignen Seele, wenn das Leben um uns wogt und brandet, ein Damm nach dem andern reißt, hinter dem wir unser stilles, friedliches Glück geborgen glaubten, da werden wir mit Schrecken inne, daß wir unser Leben auf trüglichem Grunde erbaut, daß wir es mit gebrechlichen Stützen gesichert, ungenügend umwallt und umfriedigt. Möchte so rauhe Nötigung, die Haltbarkeit der Fundamente unsres Daseins und Glücks zu prüfen, nie an uns herantreten, möchte aber auch die gewonnene Erkenntniß sich dadurch an uns fruchtbar erweisen, daß wir in dem ruhigen Gange des Lebens, dessen wir jetzt uns jetzt erfreuen, alle dem Raum lassen, seine gebührende Macht gönnen, was uns dazu hilft, uns aufrecht zu halten in Drangsalen, uns zu lösen aus der Botmäßigkeit des Zufalls, Wert und Bedeutung zu leihen dem Kleinen und Geringen, umzustürzen die hohlen Götzen, nach denen die Thoren gaffen, auf den Thron

zu setzen, wem er gebühret, das Bleibende und Unvergängliche, was Verheißung hat auch für die Zukunft, auch hinaus über die Schranken des irdischen Daseins.

Fürchten Sie nicht, daß ich den verfehlten Versuch machen will, Sie mit volltönenden Worten mit mir, dem Luftschiffer gleich, hinaufzureißen in ätherische Regionen, von denen aus die Erde als ein uninteressantes mathematisches Pünktchen erscheint. Wir wollen die Mutter Erde, das wirkliche, leibhaftige Leben nicht aus den Augen verlieren, aber in einer anderen Beleuchtung, deren Strahlen von oben hereinfallen, möchte ich Ihnen ein bekanntes Stück Leben zeigen, mit dem Wunsche, daß Ihnen das Bekannte, wenn auch nur auf kurze Weile, in einem schönen, wohlthuernden Lichte erscheine.

Wie die Dichter, und zwar die erzählenden, die Person des Kaufmanns in ihren Schöpfungen verwertet und behandelt, ist das Thema der sich hier anschließenden Abhandlung. Es liegt nicht in meiner Absicht, das poetische des Kaufmannsberufes überhaupt darzulegen, obgleich ich mich der Ansicht, daß das Leben des Kaufmanns ganz und gar Prosa, die nüchternste, herbste Prosa des Lebens sei, nur bedingungsweise anschließe. Das kaufmännische Leben, wie es sich von Tag zu Tag abspinnt, das Geschäft, dessen klingende und glänzende Erfolge so manchen blenden, ist wirklich und wahrhaftig prosaisch. Es genügt aber nicht, diese Behauptung so kurzweg aufzustellen. Die Notwendigkeit tritt an uns heran, das Wort „prosaisch“ auszudeuten, näher zu bestimmen. Vielleicht kommen wir dabei auf eine Hauptquelle der Unzufriedenheit, von der ich ausgegangen, weil sie, soweit meine Erfahrung reicht, bleischwer gerade auf den Häusern der größeren Kaufleute lastet. Wer nur immer seinen Lebensberuf als prosaisch bezeichnet, der will sicherlich damit ausdrücken, daß sein Beruf ihn nicht vollständig befriedigt, in ihm eine Leere zurückläßt. Welche Erfüllung fehlt denn nun der Wirksamkeit des Kaufmanns? Sollte ich sagen: des Kaufmanns Leben und Streben gehe auf in der Sorge um untergeordnete kleinliche Dinge, so würde ich dadurch einen Sturm der Entrüstung entfesseln, hat doch jeder Vertreter des Kaufmannsstandes das Bewußtsein von der Wichtigkeit und hohen Bedeutung seines Berufes: den Erzeugnissen der Natur, den Produkten der menschlichen Thätigkeit dadurch Wert zu verleihen,

daß er dieselben an den rechten Ort bringe. Weiß er aber nun wirklich um diese Bedeutung, denkt er daran, welchen Segen seine Thätigkeit der Welt bringt, dann ist er auch über den niedrigen Standpunkt der Auffassung menschlicher Dinge hinaus, dem nur das Sicht- und Greifbare als wahr und gewiß, nur das Fühl- und Genießbare als begehrenswert erscheint; aus den engen Schranken eines selbstfüchtigen Egoismus ist er hinausgetreten in eine Welt, wo die idealen Forderungen der Sittlichkeit gebieterisch gelten, wo er das Gute nicht bloß mehr passiv dulden, sondern es aus Prinzip in energischer Thätigkeit auch innerhalb der Grenzen seines Berufes wollen muß; dann hat der Stand seine Würde, seine Ehre gefunden, eine reiche Quelle der Zufriedenheit hat sich erschlossen.

Aber sie versiegt, wendet man ein, in der reizlosen Einöde des alltäglichen Geschäftslebens.

Reizlos? somit uninteressant? Wäre das etwa die übel berufene Prosa des kaufmännischen Lebens? Ich denke, man könnte sich eher darüber beschweren, daß der Beruf des Kaufmanns zu viel dessen bietet, was reizt und interessirt. Den alltäglichen Verlauf des Geschäftslebens durchbrechen täglich im buntesten Wechsel von dem Gewöhnlichen abweichende Fälle, deren Beurteilung den Geist in steter Regsamkeit erhält, die stillen Komptoirstuben, die von Verkehrsgewühl surrenden Waarenlager nicht werden läßt zu uninteressanten Werkstätten eines handwerksmäßigen Mechanismus. — Führt also den denkenden Kaufmann schon der natürliche Stolz dazu, die Bedeutung seines Thuns für die Weltordnung, für den Staat zu ermessen; hat die Erkenntniß von der Bedeutung des Berufs die Anerkennung einer Reihe von sittlichen Ideen zur unmittelbaren Folge; sieht er von seinem Komptoirpult aus ein weites Bildungsgebiet sich eröffnen; hält die interessante Mannigfaltigkeit des Geschäftslebens seinen Geist rege und wach, ihn selbst in steter Verbindung mit dem ganzen frischen, vollen Leben: so hat er wahrlich kein Recht, über seinen Beruf als einen der Ideen baaren, den Geist leer lassenden, uninteressanten Klage zu erheben. Der Mangel, die Leere, welche man anführt, wenn man den Beruf des Kaufmanns prosaisch nennt, ist überhaupt notwendig und charakteristisch für jede reale Gestaltung des Lebens. Prosaisch ist der Beruf des Staatsmannes wie der des Feldherrn,

des Rechtsgelehrten wie der des Geistlichen und des Lehrers. Jeder Beruf ist gebunden an eiserne, unabänderliche, aus der Natur des Berufs sich ergebende, vom Verstande diktirte, durch die Praxis bewährte Gesetze, welche neben sich kein anderes Gesetz dulden, wenn nicht das zunächst liegende Interesse geschädigt und mit dem einen zugleich die Ordnung der Welt gefährdet werden soll. Auch das von einem Kaufmann an ausgezeichnete Stelle gesprochene, mehr durch feste Kürze frappirende, als durch Tiefe bedeutende Wort: „in Geldsachen hört die Gemütlichkeit auf“, läßt sich auf jede berufsmäßige Thätigkeit übertragen. Keine nimmt ihre Regeln von dem Gemüte, vom Herzen. Aber auch keine, richtig geübt, stört den vollen, freien Pulsschlag des Herzens, ertödtet die Regungen, die wir gemüthlich nennen. Denn kein Menschenkind geht ganz auf in seinem Berufe, schon das Streben danach schafft widerwärtige Zerrbilder, im besten Falle lächerliche Bedanten. Aber auch wenn wir dem Herzen sein volles Recht wahren, darum bleibt unser ganzes Leben immer noch prosaisch. Rechtthun und Wohlthun im vollsten Sinne des Wortes füllen noch nicht die Leere, die wir fühlen; wenn wir uns auch nur als Bürger dieser Welt betrachten, immer fehlt unserm irdischen Dasein eine Erfüllung, nach der wir den seine wahre Menschenbestimmung nicht ahnenden Praktiker bald mit rührender, bald mit komischer Naivität trachten sehen, ohne die auch dem unter Ideen sich beugenden und von Ideen gehobnen Manne das Leben kalt und farblos erscheint, nach der wir uns sehnen, wenn wir auch in die Mitte des reizendsten, zerstreuesten Lebens gestellt sind.

Wenn wir unser Leben, unsern Beruf als prosaisch anklagen, so wollen wir damit sagen, nicht daß es ihm an Bedeutung und Interesse fehle, sondern daß die Idee des Schönen in ihm keinen Ausdruck findet, daß er uns durch seine Eigentümlichkeit hindere, das Leben schön zu bilden oder dasselbe in schöner Form und Gestaltung in die Erscheinung treten zu lassen. Jedes Menschenkind hat einen Zug nach dem Schönen; nur daß nach dem Grade der Bildung dies Verlangen bald trüber, bald lauterer, mit mehr oder weniger Bewußtsein sich regen wird. Es kann auch nicht anders sein. Wir Alle tragen von dem Augenblick an, wo wir uns der Welt gegenüber denkend verhalten, mit uns herum das Gefühl von der Unvollkommenheit alles Irdischen, Endlichen.

Selten sind die Silberblicke des Lebens, in denen wir, der Mangelhaftigkeit und Vergänglichkeit vergessend, gleichsam über uns selbst durch des Zufalls Gunst erhoben, in der besten Welt zu weilen wähnen.

Endlos, wie eine reizlose Wüste, dehnt sich gemeinhin vor uns das Leben, und wir möchten es doch so gerne in einem Blicke zu einem begrenzten, überschaulichen Bilde zusammenfassen. Gleich einem dunklen Wirrsal erscheint uns das Leben mit seinen tausend sich kreuzenden und widersprechenden Interessen. Und wenn wir auch durch des Geistes Kraft in dem scheinbar engen Kreise, in den der Einzelne gestellt ist, Ordnung und Regel geschafft, wenn wir auch die Idee gefunden, die leitend das Getriebe beherrscht und bewegt, so entschlüpft uns doch tausendmal wieder der leitende Faden, und die bunte, wirre Mannigfaltigkeit des Lebens will sich uns nimmer zum einheitlichen Bilde gestalten. Und träten wir auch hinein in die in nimmer endender Fehde stehenden Gegensätze des Lebens mit dem festesten Mute, und beteiligten wir uns mit der stärksten Kraft des sittlichen Willens am Kampfe des Lebens, um, soviel an uns, dem Guten den Sieg zu gewinnen, gar bald sinken unsre Arme ermattet von dem nie endenden Kampfe, müde erkennen wir, daß auch der Wille nicht vermag, das Leben zum Versöhnung atmenden, friedlichen Bilde zu formen. Und erhoben wir uns endlich mit des Geistes Riesenkraft ausgerüstet als Philosophen zu der Höhe, wo im reinen Licht des Gedankens alle Gegensätze verschwunden, Idee und Wirklichkeit unauflöslich vermählt sind, ach, wir würden inne werden, daß alle Höhen kalt sind; der Philosoph gewinnt ein reines Bild, aber die Fülle und Frische und Wärme des Lebens hat es verloren. Und trotz alledem suchen wir mit ungestillter Sehnsucht in unsern guten Stunden immer und immer die Schönheit in diesem unvollkommenen Leben, des unerschütterten Glaubens, daß hier sie zu finden. Denn wir fühlen, wir wissen, daß wir ausgerüstet sind mit einer wunderbaren Kraft des Geistes, was an sich endlos ist, Welt und Leben, in überschauliche Grenzen zu bannen, die verworrene Mannigfaltigkeit dessen, was existirt und geschieht, nicht bloß als der Zweckmäßigkeit dienend, vereinzelt als Ursache und Wirkung zu begreifen, sondern sie auch in einheitliche, im Einzelnen das Ganze reflektirende, wohlgefällige Bilder

zusammenzufassen, das Gute, wo wir es auch im Leben gewahren, frei von der allem Irdischen anhaftenden Mangelhaftigkeit, losgelöst von irdischer Schlacke, im reinen Glanze zu schauen, das Böse, soweit es des Guten Folie ist, als Verkehrtheit und Thorheit, die die Welt nicht vernichten wird, zu belächeln. Die Phantasie ist es, die wunderthätige, die den Schein der Schönheit, wenn auch nur für kurze Stunden, über die Welt gleiten läßt, die Kunst ist es, welche die in der Welt wahr und wirklich existirende Schönheit frei macht und in individuellen, wahren, lebensfrischen Bildern den schönen Schein eines vollkommenen Lebens in uns erzeugt. Nicht bloß im Einzelnen interessant ist das Leben, wo man's auch paßt, sondern auch reich an Schönheit für den Geweihten, der sie mit reinem Auge beschaut, der volle Born, aus dem des Künstlers Genius Nahrung und Kraft zieht zu ewigen Werken, die uns im vergänglichen Stoff darstellen das Unvergängliche, die uns in dies unvollkommene Dasein eine vollkommene Welt hineinstellen, regiert und bestimmt von eignen Gesetzen. Freilich im natürlichen Leben wirken diese Gesetze niemals zusammen, und es wäre ein wahnwitziges, verderbliches Streben, sie in das wirkliche, tägliche Leben einführen zu wollen; aber sie freudig anerkennen, da wo sie gelten, in ihrem Bereiche, das vermag uns auch mit unsrer sinnlichen, unvollkommenen Welt zu versöhnen.

Ich hoffe, mein flüchtiger Umriß ist scharf und bestimmt genug, um daraus zu erkennen, daß alles wirkliche Leben profaisch sein muß, also auch der Beruf des Kaufmanns. In die Welt der Dichtung müssen wir uns flüchten, wenn wir sein Schönes in individueller, lebendiger Gestaltung anzuschauen die Sehnsucht empfinden.

Ob wir finden werden, was wir suchen? Die Orientirung schon in dem Geleisteten, der Ueberblick über die des Kaufmanns Thun und Treiben darstellenden Dichtungen eröffnet uns interessante Gesichtspunkte. Gering an Zahl ist das Gebotene; denn spröde ist der Stoff für den Dichter seiner Natur nach. Der Krieger, der sein Leben einsetzt für seinen und des Vaterlandes Ruhm, der Staatsmann, dessen Stirn Sorgen furchen, weil das Wohl und Wehe von Millionen abhängt vom Zug seiner Feder, der Künstler, welcher der Menschheit Leid und Weh in seiner Brust durchkämpft,

um ihr in seinen Schöpfungen den verlorenen Frieden wiederzugeben: sie alle sind Vertreter großer, erhabner Ideen. Des Kaufmanns Polarstern ist der eigne Vorteil, und wenn an sein Schiff das Gute sich anknüpft, so ist es darnach nicht, daß er steuert. Und die Art seines Thuns? Rechnen und markten, Kolli signiren, Ladungen klariren, endossiren und affordiren, daran kann sich die Phantasie des Dichters nicht entzünden. Der zwischen seinen Saaten wandelnde Landmann, der mit dem tobenden Meere ringende Schiffer, der von den Großen seines Reichs umringte Fürst sind strahlendere, anschaulichere Bilder.

Fragen wir uns aber nach dem poetischen Wert und der Vollenbung der einschlagenden Dichtungen, — das bleibend Schöne hat die Vorzeit geschaffen. Das bunte Handeltreiben der Gegenwart, in welcher der Kaufmann sein Buch führt nach doppelt italienischer Weise, in welcher die Banquiers zugleich den Produktenmarkt tyrannisiren, mit des geduldigen Schafes Wolle uns wärmen, des Höferweibes Morgenkaffee verführen, — dies ganze, scheinbar wenigstens vom Zufall beherrschte trübe Drängen und Treiben muß erst wieder sich klären, einfach erscheinen, ehe es der Dichtung lichten und würdigen Stoff giebt. — Doch das Lebende hat Recht, und ungeduldig ist das Verlangen, auch die Gegenwart als schön zu genießen. So lockt denn die Bedeutung, der Reiz des Handelslebens den Dichter auch an den unfertigen Stoff. In der die große Menge ansprechenden, aber am wenigsten durchgeisteten Form, dem Roman, legt er ihn nieder.

In den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts, in denen die von der Philosophie mit konzentrirter Geisteskraft neu aufgenommene Arbeit, der Idee und der Wirklichkeit, jeder ihr gebührendes Recht zuzuweisen in der Wissenschaft, im Leben und in der Dichtkunst ihre Frucht bald zu tragen begann, dichtete als gereifter, auf der Höhe des Dichterruhms stehender Mann, der Frankfurter Bürgersohn Goethe seinen für die Geistesströmung der Zeit charakteristischen Roman *Wilhelm Meister*. Er, der als Knabe am liebsten an den vom Handelsgewühl belebten Ufern des Main sinnend gewandelt, dem als Jüngling eine intime Verbindung mit einem glänzenden Kaufmannshause nach kurzem, hohem Glück tiefes und langes Leid brachte, verkündet zwar in den einleitenden Kapiteln seines *Wilhelm Meister* beredter und klarer als

der Späteren Einer die Bedeutung des Interessanten des kaufmännischen Lebens, aber sein nach Verwirklichung des Schönen im Leben suchender und strebender junger Kaufmann Wilhelm Meister kehrt unbefriedigt seinem Stande den Rücken, und selbst als ihn des Lebens Erfahrung von der Vergeblichkeit seiner Irrfahrt überzeugt hat, wendet er sich demselben nicht wieder zu, sondern zieht es vor, als Wundarzt der Menschheit zu nützen. Nehmen wir nun noch hinzu, daß Goethe in seiner späteren Dichtung Hermann und Dorothea in seine anmutige Bürgerwelt den einzigen Schatten aus einem Kaufmannshause her fallen läßt, daß er die in diesem Hause herrschende niedrige Gefinnung und Herzlosigkeit gerade dadurch grell markirt, daß er sie bei einer den Sonntag Nachmittag verschönenden musikalischen Vorstellung hervorbrechen läßt, so werden wir zu der Annahme berechtigt, daß der Dichter Goethe das Kaufmannshaus für keine Heimat, ja nicht einmal für eine sichere Herberge des Schönen hielt. Der Mißverstand könnte meinen, es liege darin auch von Goethes Seite eine Ablehnung des dem Boden des Handelslebens eignen Guten. Auffallend wenigstens ist es, daß gerade vier Jahre später, als Goethe der mitten im Drange der revolutionären Zeit angstvoll schwebenden deutschen Welt sein Ruhe und Frieden hauchendes, aber Keime eines neuen, frischen Lebens in sich schließendes Idyll Hermann und Dorothea zum Trost hingestellt hatte, der alternde, einer abgelebten Bildungsperiode angehörende J. J. Engel mit seinem Kaufmannsroman Lorenz Stark der deutschen Litteratur sein Abschiedsgeschenk machte. Für uns ist es immerhin bemerkenswert, daß gerade an der Schwelle des Jahrhunderts eine Dichtung auftaucht, die uns in das Leben eines deutschen Kaufmannshauses hineinführt, sich getraut, unser Interesse zu spannen, ohne die bürgerliche Sphäre von Juden, Schauspielern, Baronen durchkreuzen zu lassen.

Aber die nüchterne, stets den nächsten Zweck im Auge behaltende Verständigkeit, die uns im Leben das Kaufmannshaus als eine Stätte sichern Glücks erscheinen läßt, die Treue und Redlichkeit, die sich aus dem Geschäftsleben in ein Wohlwollen und Edelmut atmendes, reines Familienleben hineinziehen, reichen an und für sich noch nicht aus zur Komposition eines Kunstwerks. Engels Lorenz Stark ist ein treues Konterfei eines bürgerlichen,

oder, weil es von keinen Ideen gehoben und durchwärmt wird, richtiger gesagt, spießbürgerlichen Familienlebens. Wie Schiller sagt, „es herrscht darin die Leichtigkeit des Leeren, nicht des Schönen.“

Daß die die ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts beherrschende romantische Dichtung mit ihrer der mittelalterlichen Vergangenheit zugekehrten, in mystischem Hellbunfel schwärmenden Liebe nicht geneigt war, ihre Stoffe aus der nüchternen Realität des Handelslebens zu nehmen, daß die Phantasie der unter fremder Herrschaft geknechteten, dann von dem Neubau des politischen und sozialen Lebens in Anspruch genommenen Deutschen sich lieber in höhere Regionen flüchtete, läßt sich erwarten. Aber still und unvermerkt ist indessen im Schutze eines langen Friedens, dem Drange der Notwendigkeit folgend, der Handel sammt der Industrie allmählich eine Weltmacht geworden, die sich in berechtigtem Anspruch neben andere, das Leben regelnde Mächte hinstellt und im siegreichen Kampfe um Geltung oft dämonisch in andre Lebensgebiete hineinbricht. Damit muß auch die Stellung des einzelnen Kaufmanns in der Gegenwart eine selbstbewußtere, stolzere werden. Der sonst so friedsame, demütige Handelsbürger tritt in den Kampf der Anerkennung mit denen, die ihn ehemals höchstens in ihren Vorzimmern herablassend empfangen. Es kann uns nicht wundern, daß die Romandichtung sich des die Gemüter lebhaft bewegenden Konflikts alsbald bemächtigt, ebenso ist es begreiflich, daß es ihr nicht gelingt die Elemente, welche in der Wirklichkeit noch in bitterer Feindschaft liegen, in reiner Kunstform veröhnt uns vorzuführen.

In Immermanns Epigonen vom Jahre 1834 erscheint dieser Kampf zwischen dem ideal und historisch berechtigten Adel und dem mit realer Notwendigkeit in jedem Staatswesen geforderten Handelsstande zum ersten Male in bedeutender dichterischer Darstellung. Arbeit und Kapital treten hier mit schonungsloser Unbarmherzigkeit in die Schranken gegen den mit argloser, träumerischer Sicherheit in den Reminiszzenzen der Vorzeit sich wiegenden adligen Grundherrn. „Man muß das Land denen entreißen, die es nicht durch Arbeit zum Nutzen der Menschheit ausbeuten wollen“, ist des Kaufmanns und Industriefönigs Devise. Unerbittliche Rache läßt ihn vernichtende Streiche auf die Häupter derer führen, die die Fäulniß der inneren Entsittlichung unter der

Form täuschender Schönheit verbergend, in das Innerste des Bürgerhauses sich schleichen und durch ihre ansteckende Berührung die Grundpfeiler seines Bestehens, die unter Arbeit erstarrte Sitte und Tugend, umstürzen. Gegen solche Angriffe wappnet der Dichter seine Herzoge und Grafen nur mit machtloser Verachtung, mit unthätigem Stolze, der hervorgeht aus dem Bewußtsein, daß doch noch andere Mächte das Leben gestalten, als Geld, Vorteil und Nutzen. Scheint es demnach, als ob der bürgerliche Dichter, aller Gerechtigkeit vergeßend, den Adel rettungslos sinken lassen muß, so mahnt uns doch der unmotivte Schluß der Epigonen, der uns die staunenswerten Werke des Industriellen in ihrem Verfall, den Grund seiner Familie als morsch und hohl darstellt, wohin den Dichter, den in der Romantik befangenen Dichter, seine persönliche Sympathie zieht. Auf die Seite des Adels, in dessen Leben noch Ideen sich geltend machen, die die Brust wärmen, in dessen Kreisen das Leben noch schön sich gestalte. Des Kaufmanns Haus wird dem Dichter regiert durch Stunde und Glocke, Schönheit und Anmut haben darin keine Stätte. „Daß die Natur keinem Menschen irgend eine zum Ganzen der Seele notwendige Richtung versagt“, daß auch das Kaufmanns Herz einen Zug hat nach der Schönheit, erfahren wir nebenbei. Von seinem gewaltigen Fabrikherrn kann auch der kundigste Landschaftsgärtner lernen. Die vom feinsten Sinn getragene Neigung für die Pflanzen und Liebe zu seiner Familie sind die einzigen schönen menschlichen Eigenschaften, mit denen er den merkwürdigen Mann ausstattet.

Es ist nicht bloß der Mangel an Ruhe und Versöhnung der Gegensätze, der es hinderte, daß die Epigonen ein Lieblingsbuch der deutschen Lesewelt wurden. Dieses Glück ist in vollem Maße zugefallen Freytags zwanzig Jahre nach den Epigonen erschienenem Roman „Soll und Haben“. Ob aber die Gunst des Publikums ein Beweis ist, daß es Freytag gelungen ist, wie das anspruchsvolle Motto es verheißt: „uns das deutsche Volk da, wo es tüchtig ist, bei seiner Arbeit zu zeigen“, und zwar, wie man es von dem Dichter erwartet, in poetischer Verklärung?

Wiederum ist es der Kampf zwischen Kaufmann und Adel, den der beliebte Roman uns entwickelt. Aber an die Stelle des charakterfesten, aus Prinzip, und weil er durch ihn gelitten, den

Adel verfolgenden Industriefürsten der Epigonen ist in Soll und Haben die gemeine und häßliche Figur des nur von Habsucht getriebenen Weittel Ifig getreten, an Stelle des auch in der Entartung noch immer von der Idee seines Standes getragenen Zimmermannschen hohen Adels ein spekulirender Freiherr, Charakter- und energielos, ein moralischer Schwächling. Was den Charakteren, der Handlung an Gehalt und Würde abgeht, müssen geschickt eingeflochtene, hübsche Genrebilder aus dem Judenhause und den Adelsfalons ersetzen. Und als ob der pikanten Gegensätze nicht schon genug wären, verpflanzt der Dichter die schlesische Freiherrnfamilie noch in das von Aufruhr durchtobte Polen, um zur Befriedigung des deutschen romanlesenden Publikums deutsche Ordnung, deutschen Fleiß, deutsche Treue auf dem trüben slavischen Grunde noch heller aufleuchten zu lassen. Nur lose verbunden spielt sich neben der Haupthandlung ein allerdings sehr anmutiges Idyll in einem deutschen Kaufmannshause ab, welches uns das stille, behäbige Glück eines aller höheren Lebensinteressen baren, aber mit treuem Fleiß in angestammter Bürgertugend der Pflicht lebenden kaufmännischen Hausstandes schildert. Hätte nur Freytag den befriedigenden Eindruck, den dieses gegen jüdische Gemeinheit und ablige Hohlheit gleich abgeschlossene Stillleben zurückläßt, nicht dadurch aufgehoben, daß er mit glänzenden Farben eine Figur hineinzeichnet, die, mehr Junker als Kaufmann, ironisch und überlegen über der kleinen Welt schwebt und aus dem Kaufmannshause einen Boten zur Rettung der dem Ruin zueilenden Adelsfamilie entsendet, der in seiner persönlichen Unbedeutendheit mit seiner aufopfernden treuen Liebe sich tragi-komisch in der exklusiven Adelswelt ausnimmt. — Auch in Freytags Poesie tritt der solide Kaufmann selbst gegen den herunter gekommenen Adel in Schatten.

Müssen wir nun nach allem diesem zugeben, daß keiner der bedeutenden deutschen Romane, die das kaufmännische Leben zum Mittelpunkt haben, das ästhetisch gebildete Urteil befriedigt, so zeigt uns glücklicher Weise der bekannte Roman des Engländers Charles Dickens, „Dombey und Sohn“, welcher fruchtbaren Stoff die Kaufmannswelt dem rechten Romandichter bietet. Ein feindlicher Gegensatz zwischen Adel und Bürger, von dem der moderne deutsche Roman zehrt, kann in England über-

haupt nicht existiren und interessiren, auch vertragen die Kreise der englischen Gesellschaft, für die ein Dichter wie Dickens schreibt, keine Freytagschen Weitel Fzig und Löbel Pinkus; das englische Kaufmannshaus bietet ihm des reichsten Stoffes die Fülle zu einem lebensvollen, die Phantasie fesselnden, durch Schönheit befriedigenden Kunstwerk. Freilich ein des Kaufmanns Eitelkeit schmeichelndes Lebensgemälde entrollt Dickens vor unsern Augen nicht, auch kein auf Effekt berechnetes, aber ein treues, in gerechter Verteilung von Licht und Schatten warnendes und versöhnendes. Es ist die im Kaufmannsstande so häufige Ueberhebung, der Trotz auf des Geldes vermeinte Allmacht, der ungemessene Stolz auf der Firma Bedeutung, der in seinen unheilvollen Folgen für das Familienglück uns dargestellt wird. Ein großartiger Handelsherr ist Herr Dombey, dabei das Muster eines Gentleman, aber stolz auf sein und seines Hauses Macht bis zum Wahnsinn. Liebe für die Seinen, wie sie sonst in jeder Dichtung als versöhnende Beigabe auch dem verhärtetsten Kaufmannscharakter zugesprochen wird, wohnt in seiner Brust nicht. Kalt steht er an der Gattin Sterbelager, nachdem sie ihre Pflicht erfüllt, der Firma einen Sohn und Nachfolger geboren, mit eisiger Kälte stößt er die Tochter von sich, die für die Firma keine Bedeutung hat; nicht Vaterliebe, sondern Angst um den Nachfolger läßt ihn über des einzigen Sohnes Leben und Entwicklung sorgsam wachen. Treue, Ergebenheit, Freundschaft darf an seine Hohlheit sich nicht wagen, er kennt nur bezahlte Pflichterfüllung, demütige Bewunderung seiner kaufherrlichen Größe. Unheimlich schweigsam geht seine finstre Gestalt durch die freudenleeren Räume seines prächtigen Hauses. Des Sohnes Tod, der zweiten Gattin Verrat, des bevorzugten Dieners Untreue macht ihn nur härter, bis endlich sein thöneres Götzenbild, das Haus ohne Gleichen, „Dombey und Sohn“, zusammenbricht, er aus seinem Palaste hinaus muß, unbeklagt, ein gleichgiltig Schauspiel für die, von denen er sflavische Verehrung erzwungen. Und noch dunkler wird dieses Bild, indem es der gerechte, patriotische Dichter hineingestellt hat in das helle Licht der dem englischen Hause eigentümlichen tiefen Innigkeit und Treue, die in des bösen Mannes Sohn und Tochter gerade am herrlichsten aufblühen und zuletzt Fluch und Verzweiflung abwenden von dem schuldbeladenen Haupte des verblendeten Mannes.

Reicht nun auch an dieses Dichtwerk in unsrer Zeit kein in des Kaufmanns Hause spielender deutscher Roman heran, so braucht doch darum die deutsche Poesie ihr Haupt nicht in Scham und Verzweiflung zu verhüllen. Aus alter Zeit, aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, ragt in die verkünstelte Gegenwart eine deutsche Dichtung herein, in der die Gestalt eines Kaufmanns den Mittelpunkt bildet, in so reiner, einfacher, vollendeter Schönheit, daß selbst unser an pikante Reizmittel gewöhnter, durch mancherlei Unnatur verwöhnter Geschmack vor der edlen, harmonischen Schöpfung des alten *Rudolf von Ems* betroffen, ich glaube auch, mit Wohlgefallen verweilen wird. Ich kann es nicht unterlassen, hier eine Skizze der Dichtung, der poetischen Erzählung „*Der gute Gerhard*“ zu entwerfen.

Der an Würde reiche, gewaltige Kaiser Otto der Große hat in pflichtgetreuer Erfüllung seines kaiserlichen Berufs die Grenze des Alters erreicht. Da gründet er auf Betrieb seiner um das Seelenheil des Gatten besorgten Gemahlin, eingedenk des Spruches: „Wie das Wasser ein brennend Feuer löscht, so tilget das Almosen die Sünde“, mit kaiserlicher Freigebigkeit zum Wohle der Armut das Erzstift Magdeburg. Aber das ob der kaiserlichen That ihm reichlich gespendete Lob wird seiner Seele zum Fallstrick, sein Herz überhebt sich seiner Verdienste, und im einsamen Gebet im Münster bittet er Gott, er möge ihn hineinschauen lassen in sein Geheimniß, ihm sagen, welcher Lohn ihm bestimmt sei für das, was er zu Gottes Ehren gethan. Mit strafender Rede naht sich ihm Gottes Engel: was er um des Ruhmes willen gethan, dafür habe er den Lohn dahin, die Krone des Himmelreichs habe er verwirkt; er hätte so handeln müssen wie der gute Kaufmann Gerhard von Cöln, des Name um seiner Almosen willen geschrieben stehe im Buch der Lebendigen. Der Kaiser, um die Thaten des Mannes, der, obgleich ihn kein Fürstennamen ziert, so hoch steht bei Gott, aus dessen eignem Munde zu vernehmen, reitet mit geringem Gefolge nach Cöln. Angelangt beruft er durch den Bischof die gesammte Bürgerschaft zu Hofe. Verlangend läßt er sein Auge durch die Versammelten schweifen, ob er den herausfinde, um dessentwillen er gekommen. Da gewahrt er alsbald einen, dem Alle, als wäre er der Höchste und Erste, Ehre erweisen. Es war ein Mann bei gutem Alter, doch kräftig und wohlgestaltet. Sein lockiges Haupt-

und Barthaar, mit Sorgfalt geordnet, war grau wie Eis. Ein Mantel mit Zobel besetzt, mit Hermelin gefüttert, fällt über ein scharlachrotes Gewand. Ein reich besetzter Gürtel schlang sich um die Hüfte, Fingerreif und Brustspange glänzten von edlem Gestein. Würdevoller Ernst, Zucht und Milde drücken sich aus in seinem Wesen. Der gute Gerhard ist es, der sofort von den Bürgern, denen der Kaiser vorgiebt, er habe sie berufen, um in wichtiger Sache ihren Rat zu vernehmen, von allen als der beste Berater bezeichnet wird. In des Kaisers Gemach zu einem Zwiegespräche erschienen, bittet ihn jener, er möchte ihm erklären, warum man ihn den „guten Gerhard“ nenne. Mit Klugheit sucht er der Antwort auszuweichen, endlich aber giebt er mit Seelenangst dem entschiedenen Befehle des Kaisers nach, zu Gott flehend, daß er es ihm nicht als eitle Ruhmredigkeit anrechnen möge. Es beginnt sein Bericht.

In dem Wunsche das ererbte Vermögen vergrößert seinem Sohne zu hinterlassen, zieht er in jungen Jahren mit seiner disponiblen Baarschaft, 50,000 Mark Goldes und reicher Ladung zu Schiffe nach den Küsten von Preußen, Livland und Rußland, um Bernstein und Pelzwerk einzutauschen. Die gewonnene Fracht setzt er in Damaskus aufs vorteilhafteste gegen kostbare Seidenstoffe um, für die er das Zweifache des Kaufpreises hofft. Ungünstige Winde verschlagen ihn auf der Rückfahrt in einen Hafen Marokkos. Seine Vertrauen erweckende Persönlichkeit und kluge Rede gewinnen ihm in dem christenfeindlichen Lande die Huld des königlichen Statthalters. Der bietet ihm einen Waarentausch für seine ganze Ladung an. Zur Befichtigung des Gebotenen in den Palast geführt, bringt ihn der Statthalter zuerst in ein Gemach, in dem zwölf edle junge Männer gefesselt und in Kummer vergangen verweilen. Hat der traurige Anblick ihn ergriffen, so wird sein Herz aufs tiefste erschüttert, als er in einem zweiten Saale zwölf Greise in traurigster Verkommenheit erschaut. Des Jammers hat er genug gesehen, aber noch mehr ist ihm vorbehalten. Fünfzehn edle Jungfrauen von erlesener Schönheit schmachten in einem dritten Gemache in jammervollster Gefangenschaft. Das ist das von Stranmur, dem Statthalter, ihm zum Tausche gebotene Gut. Engländische Ritter und Jungfrauen sind es, die mit ihrem König Willehalm nach Norweg gefahren waren, als er um König Heimunds

Tochter freite. Auf der Rückkehr aus Norwegen hat ein Sturm die beiden Schiffe, die das Gefolge tragen, getrennt. Die königliche Braut mit ihren zwei norwegischen Fräulein und den englischen Rittern und Damen wird vom Sturm nach Marokko getrieben, von dem zweiten Schiffe, das den König Willehalm und das andre Gefolge trug, ist jede Kunde verloren. Die Aussicht auf reichen Gewinn, welche der Statthalter ihm von der Auslösung macht, kann den erfahrenen Kaufmann nicht täuschen; es dünkt ihm eine wunderliche Zumutung, sein ganzes großes Gut an einen Wahn zu setzen. Doch bittet er um Bedenkzeit bis morgen. Unruhewoll schwankt während der Nacht sein Geist zwischen beiden Entschlüssen; bald erscheint ihm der Kauf als fromme That, bald als Thorheit. Da weckt den in Unruhe Entschlafnen ein Singel und erinnert ihn an das Wort: „Was ihr gethan habt einem unter meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan.“ Nun steht sein Entschluß fest. Echt kaufmännisch klug erklärt er am folgenden Morgen dem Statthalter, noch sei er nicht fest entschieden. Einmal sei der Preis ihm zu hoch, dann müsse er vorher wissen, ob der Handel dem Willen der Gefangenen entspreche. Nachdem Stranmur diesen auf seinen Wunsch die Fesseln abgenommen und Gerhards Herz sich daran erfreut hat, wie die Gefangenen nach jahrelanger Trennung sich wiedersehen, teilt er diesen und auch der gefangenen Fürstin seinen Entschluß mit. Es wird ihm gedankt als gottgesandtem Erretter. Nachdem er sein kaufmännisch Recht, um den Preis zu bingen, zum Vorteil der Gefangenen geltend gemacht, indem er Rückgabe ihrer Habe erwirkt, nachdem von dem edlen Statthalter beide Schiffe segelfertig gemacht und mit Mundvorrat reichlich versehen sind, beginnt unter gegenseitigen Segenswünschen die Heimfahrt. Glücklich auf der Höhe von Utrecht angelangt, wo sich die Seewege nach Deutschland und England scheiden, entläßt er ohne alles Unterpand als ihr Wort die englischen Ritter und Frauen in ihre Heimat, er selbst fährt mit der Königstochter und ihren zwei Begleiterinnen in den Rhein. In der Nähe von Cöln angelangt, sendet er Boten voraus mit der Meldung, daß er mit reichem Gute komme. Frau und Sohn, die gesammte Bürgerschaft erwarten am Landungsort den lange Entbehrten. Aber die Freude des Wiedersehens wird bei der treuen Gattin getrübt, als statt der erwarteten Reichthümer sich Sand und Steine als Ladung erweisen,

als die kluge Hausfrau den ruhigen Gang ihres bürgerlichen Haushalts durch den Zutritt einer Königstochter gefährdet sieht. Mit ruhiger Würde weist der Gatte auf sein unbedingtes Verfügungsrecht hin, und der dem Vater gleiche Sohn, gerührt durch die bewegliche, rücksichtsvolle Bitte der Fürstin, sie ziehen zu lassen, appellirt an die bewährte Herzensgüte der Mutter, die das Wort des Unmuts zurüchnimmt und die Verlassene willkommen heißt.

Und die Königstochter bringt Segen in das Bürgerhaus durch ihr holdes Wesen und reichen Vortheil, indem sie die deutschen Jungfrauen in künstlicher Goldstickerei unterweist. Wie ein liebes Kind weilt sie im Hause. Aber in langer Frist kommt weder aus England Kunde von den gelösten Rittern und dem Bräutigam, noch aus Norwegen von dem Vater der Fürstin. Hoffnungsloses Sehnen will aber der kluge und gute Gerhard nicht dulden; ein neues Lebensglück soll der Verwaisten gegründet werden, indem sie als Gattin des einzigen Sohnes als Glied in das Bürgerhaus eintritt. Des Sohnes Herz kennt der Vater, mit vollstem Vertrauen willigt die königliche Jungfrau in den Vorschlag. Aber noch ein Jahr will die Treue warten, ob indessen Kunde käme vom ersten Verlobten. Zum fröhlichen Pfingstfest soll des hochgesinnten Kaufmanns Sohn durch des Bischofs Guld den Ritterschlag empfangen, daran das Fest der Vermählung sich reihen.

Der festliche Tag ist da. Auf des geehrten Mannes Ladung erscheinen von nah und fern die ersten der Ritter zum Feste in Cöln. Der Kaufmannssohn steht den jungen Edeln, die zugleich mit ihm die Ritterweihe empfangen sollen, an ritterlicher Kunst und Anstand nicht nach. Von des Bischofs Hand empfängt er die Ritterweihe. Das Festmahl hebt an. In unvergleichlicher Schönheit prangt reich geschmückt die Braut zur Seite des Bischofs. Da gewahrt der scharfblickende Gerhard am Eingangspfeiler des Festsaales eine hohe, aber elend gekleidete Männergestalt, deren Blicke freudlos, gramvoll an der strahlenden Braut hängen. An diesem Tage der Freude soll kein Kummer ungestillt bleiben. Mit herzlichen Worten gewinnt Gerhard in gesondertem Zwiesgespräch des Armen Vertrauen. König Willehalm ist's, der jetzt die zufällig wiedergefundene Braut zum zweiten Mal verlieren soll. Und nun erglänzt die Bürgertugend, des Kaufmanns erhabner Sinn im vollsten Lichte. Durch fremden Jammer will Gerhard

seinem Hause keine Ehre zuwenden, auf eines Andern Unglück der verzweifelnde Sohn sein Lebensglück nicht gründen. Bald wird mit königlicher Pracht ein neues Fest gerüstet, durch des Kaufmanns Edelmut König und Königin nach langer Trennung vereint.

Aber der Edle thut nichts halb. Auf eignem Schiff geleitet er die Vermählten nach England. Dort rast Bürgerkrieg in dem Jahre lang des Herrschers beraubten Lande. Eben sind die Großen des Reichs zur Wahl eines neuen Königs versammelt. Keiner ist da, auf den sich die Stimmen vereinen. Da tritt reich geschmückt der fremde Kaufmann in der Großen Rat; er könne den rechten König ihnen bringen, erklärt er. Da erkennen die Versammelten, eben die von Gerhard aus der Knechtschaft befreiten Ritter, ihren Erretter. Er selber ist der von Gott gesandte König; jubelnd heben sie ihn auf ihre Schultern, tragen den Widerstrebenden hinaus und verkünden ihn der mit Jubelruf zujauchzenden Menge als den Gewählten. Wie die Erzählung schließt, brauche ich nicht weiter zu berichten. „Gott hat durch mich eine Gutthat verrichtet an denen, die ihm lieb waren, ihm allein sei Preis und Ehre!“, so schließt des guten Gerhards Bericht an den Kaiser. Und schweigend saß dieser und erwog mit tiefem Ernst, was er vernommen. In seinem Herzen wuchs der Schmerz der Reue groß, und reichliche Thränen rannen ihm auf Bart und Brust. Wie in Nichts verschwand jetzt sein ruhmredig Werk neben der bescheidenen Herzensgüte dieses Kaufmanns, und in tiefster Selbstverwerfung neigte sich sein Herz vor der Tugend dieses schlichten Menschen, der das Schwerste vollbracht hatte um keinen andern Lohn als das Wohlgefallen Gottes.

Sehen wir hier, wie die schöpferische Dichterphantasie die vereinzelt reinen Strahlen, welche das kaufmännische Leben ausfendet, aufzufangen und zu einem verklärten, aber doch treuen und frischen Bilde kaufmännischer Erhabenheit zu gestalten vermag, so könnten wir, bei der Geneigtheit der Menschen, lieber das Lächerliche als das Erhabne im Leben zu suchen, glauben, das Handelsleben müßte, weil es ein Boden ist, auf dem die Saat des Bösen, Verkehrten, Beschränkten doch auch recht üppig wuchert, dem für das Komische begabten Dichter eine erwünschte reiche Fundgrube zu heitren Produktionen geworden sein. Der Chamisso'sche Banquier, der mit wohlgefälligem Selbstgefühl seine Herzensmeinung dahin verlauten läßt, „daß doch jeder, der nicht eine Million

wenigstens besitzt, ein rechter Schuft sei“, verdiente es ebenso in einem komischen Romane zu figuriren wie Auerbachs Onkel Weittel, der es nicht begreift, wie sein poetisch gestimmter Nefse Ephraim Kuh eine Gegend schön finden kann, welche fremden Leuten gehört. Ließe sich doch auch ein ins Komische gefehrter Domben sehr wohl denken. Leider aber ist uns die Freude selten gegönnt, des Kaufmanns Thorheit von der heiter lächelnden Muse der Komik ergötzlich in besonderer Dichtung verarbeitet zu sehen. Meine beschränkte Kenntniß wenigstens findet keine hier auszuzeichnende rein komische deutsche Darstellung des kaufmännischen Lebens.

Doch ich würde meine heutige Aufgabe verkennen, wollte ich Sie noch weiter nötigen, den wenn auch kleinen Kreis der das Kaufmannsleben darstellenden Romane zu durchmessen. Ich befreie Sie davon, Hackländers ideenarmes Genrebild „Handel und Wandel“, das mir nur darin originell erscheint, daß es eine Frau als Chef eines Geschäfts aufführt, ja auch Auerbachs gedankenreiches, aber durch seinen Titel täuschendes, vorwiegend die Konflikte des Judentums mit der Gesellschaft darstellendes und in der Form wenig durchgearbeitetes Werk „Dichter und Kaufmann“ von mir besprechen zu hören.

Werfen wir jetzt einen Blick zurück, so sehen wir, daß erfreulicher Weise gerade in neuerer Zeit der kaufmännische Beruf häufiger von den Dichtern zum Vorwurf genommen wird, und wir können uns der Hoffnung hingeben, daß mit der zunehmenden Erkenntniß von des Handels Bedeutung der Stoff, den z. B. die Geschichte der großen Handelsgeschlechter, der Medici und der Jigger, das traurige Schicksal des edlen, patriotischen Zeitgenossen Friedrichs des Großen, Goczkowski, in neuerer Zeit Peabodys großartige Werke reinsten Menschenliebe liefern, daß alles Erhabne und Lächerliche, welches in dem Handelsleben der Gegenwart vorkommt, begabte Dichter zu immer vollkommenerer, wahrhaft poetischer Darstellung anlocken werde. Haben vergangene Jahrhunderte im Kaufmann von Venedig, in Nathan dem Weisen dem Kaufmann unvergängliche Ehrendenkmäler gegründet, wer wollte meinen, daß in unsern oder zukünftigen Tagen kein großer Dichter erstehen könnte, der das endlose Einerlei des Handeltreibens zum begrenzten, überschaulichen Bilde zu gestalten, die in dem unaufhörlichen Fluten und Wogen des Handelslebens leicht vergessene Idee

im einheitlichen Bilde zu Ehren zu bringen, Idee und Wirklichkeit, zwischen denen gerade der kaufmännische Beruf scheinbar eine unausfüllbare Kluft reißt, im Kunstwerk in friedevoller Versöhnung zu zeigen und dem überschaulichen, einheitlichen, ideenreichen, friedlichen Bilde den frischen, warmen Hauch des Lebens einzuatmen vermöchte. Wie überhaupt das Leben, so ist auch das kaufmännische Leben mit all' seiner Prosa ein Stoff, in dem, der Erweckung harrend, schlummert das reine Gold vollendeter Schönheit, aus dem der echte Dichter Werke hervorzaubert, unvergänglicher als die, welche das Gold gründet, welches ohne Wahl durch reine und schmutzige Hand, bald segenspendend, bald fluchbringend, dahinrollt.

Bezeugen vereinzelt Beispiele von Kaufleuten, die die Wissenschaften nicht bloß geliebt, sondern in vorderster Reihe gefördert, daß wissenschaftliche Bestrebungen sich sehr wohl mit praktischer Tüchtigkeit paaren, so darf sich in uns noch weniger die Befürchtung regen, daß weiser Genuß des Schönen, wie es uns in den Schöpfungen jeglicher Kunst in sichrer Gestaltung entgegentritt, uns untauglich machen werde zu praktischem Wirken und Schaffen. Im Gegenteil, die liebevolle Hingabe an das Schöne, wo wir es finden, wird ihre Frucht auch im praktischen Leben tragen. Konzentration aller Geisteskraft auf den Beruf, beim Kaufmann auf den Erwerb, vermag wohl staunenswerte Resultate, hin und wieder der Welt Segen zu schaffen; aber das Individuum, der Einzelne, lebt ein volles, ganzes, zufriedenes Leben nur dann, wenn er alle Kräfte seines Geistes gleichmäßig übt, kein wahres Bedürfnis seiner Seele gewaltsam zurückdrängt. Und ein solches Bedürfnis hat unsre Seele unter anderem auch nach der Schönheit, wie sie uns die Poesie bietet.

Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
 Der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt:
 Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
 Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.
 Und wenn es dir und deinen Freunden schwüle
 Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft:
 Sogleich umsäuselt Abendwindeskühle,
 Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft;
 Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,
 Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft;
 Besänftiget wird jede Lebenswelle,
 Der Tag wird lieblich und die Nacht wird helle.

Livland und die Schlacht bei Tannenberg.

Der Große Krieg¹⁾ 1409 August 15. bis 1411
Februar 1.

Am 15. August wurde die Kriegserklärung des Deutschen Ordens in Krakau dem König von Polen überreicht. An demselben Tage überschritten die Ordenstruppen die polnischen Grenzen. Der Hauptstoß traf vom Kulmer Lande her das polnische Herzogtum Dobryń. Schon in der dritten Woche lag dies Land mit allen Burgen und Städten zu Füßen des Hochmeisters. Kleinere Ordensscharen waren aus Ostpreußen in Masowien, aus Pommerellen in Kujavien und das Land an der Nege, aus der Neumark in das benachbarte Großpolen eingedrungen. Es zeigte sich, daß die polnischen Rüstungen ganz unzureichend waren. Ueberall hatte der Orden die besten Erfolge. Preussisches Land traf nur ein kurzer polnischer Streifzug, auf dem die Stadt Soldau und einige Dörfer niedergebrannt wurden. Um so schwerer ist zu verstehn, daß nicht allein gegen Witowt nichts unternommen wurde, sondern auch für die äußerst gefährdeten Ordensburgen in Samaiten nichts geschah. Infolgedessen konnte Witowt an der Spitze der Samaiten Ende August oder Anfang September die Fredeburg, die Hauptveste des Ordens im Innern, nehmen und zerstören; bald darauf mußte der Ordensvogt die Burg an der Dubissa selbst niederbrennen und dann das ganze Land dem Feinde überlassen. Die Samaiten durften sogar kleine Einfälle in die preussischen Grenzlandschaften wagen. Ein solches Verhalten des Ordens können die Krankheiten allein kaum erklären, die damals in den preussischen Burgen an

¹⁾ Den „Großen Krieg“ nennen die Zeitgenossen eigentlich nur den Krieg von 1410.

der litauischen Grenze geherrscht haben sollen¹⁾. Aber auch in Polen ließ sich der Orden bald wieder durch Verhandlungen in seinen Erfolgen aufhalten. Der Erzbischof von Gnesen erschien im Lager des Hochmeisters und führte nun, um einen Stillstand nachsuchend, eine andere Sprache als in der Marienburg am ersten August. Der Hochmeister war bereit zum Stillstande, wenn Polen sich zur Neutralität im Kampfe des Ordens mit Litauen verpflichte und dafür Garantien stelle. Ein Tag zu Thorn wurde deshalb festgesetzt, aber von den Polen nicht eingehalten. Dadurch gewannen sie Zeit. König Wladislaw war erst Anfang September aus Krakau aufgebrochen, und zwar recht unzulänglich gerüstet. Aus Litauen war ihm die Kunde gekommen, daß ein großes Tatarenheer mit dem vertriebenen Fürsten von Smolensk ins südöstliche Litauen eingefallen sei und Witowt auch innere Erhebungen gegen seine Herrschaft befürchte, daß also auf den erwarteten litauischen Zuzug jetzt nicht zu rechnen sei. Bessere Chancen zum Entscheidungskampf durfte der Orden nicht erwarten. Witowt war zurückgehalten, der eine der masowischen Herzöge war des Königs Feind, die unzuverlässigen pommerischen Herzöge standen, durch neue Soldverträge mit dem Orden verbunden, im Lager des Hochmeisters. Der König Sigismund von Ungarn war bereit, ein Bündniß mit dem Orden zu schließen und Polen im Rücken zu bedrohen, der König Wenzel von Böhmen war soeben mit Polen zerfallen und deshalb ordensfreundlich gesinnt. Der Orden selbst war in voller Rüstung und gebot über eine bedeutende Zahl von Söldnern. Fiel jetzt der große Schlag gegen Polen, so stand voraussichtlich einer entscheidenden Abrechnung mit Witowt und dem endgültigen Wiedergewinn Samaitens nichts mehr im Wege. Aber die preußische Ordensregierung glaubte, daß auch schon ihre letzten Kriegisleistungen genügen könnten und sie daher ihre Friedfertigkeit und ihren trotz allem Vorhergegangenen noch unzerstörten Glauben an die Eide und Siegel der Feinde aufs neue beweisen dürfe.

Wladislaw war, die polnischen Aufgebote von allen Seiten zu sich heranziehend, langsam vorgerückt und stand Ende September vor der starken Festung Bromberg, die der Orden erobert und

¹⁾ Es ist möglich, daß der Orden Grund hatte, den Ausbruch innerer Aufstände gegen Witowt zu erwarten, und glaubte, eine feindliche Invasion könne die Bemühungen der innern Feinde Witowts stören.

gut besetzt hatte. Dorthin wendete sich auch der Hochmeister mit dem Ordensheere. Unterwegs aber erschienen bei ihm am 1. Oktober böhmische Boten, die ankündigten, daß eine große Gesandtschaft ihres Königs Wenzel im polnischen Lager weile, um den Krieg gütlich beizulegen: König Wladislaw habe schon im Prinzip zugestimmt, und daher möge der Hochmeister innehalten, damit die Gesandten zu ihm kommen könnten. Wirklich gebot Ulrich dem Heere Stillstand. Die Verhandlungen, die nun begannen, wurden dadurch nicht gestört, daß die Polen die Belagerung Brombergs energisch fortsetzten. Der Kommandant der Festung, ein preußischer Ritterbruder, wurde dabei erschossen, und die führerlosen Söldner übergaben, als sie keinen Ersatz sahen, den wichtigen Platz dem König. Polnische Scharen waren auch über die Brahe vorgebrungen und hatten den dort zum Entsatz Brombergs bereit stehenden Komtur von Schwetz, Heinrich von Plauen, zurückgedrängt. Das war dem Hochmeister doch zu viel; er ließ sein Heer bis zur Brahe vorgehen und die polnischen Abteilungen zurücktreiben. Vier Tage stand man sich am Fluß gegenüber. Da war den Böhmen das Friedenswerk gelungen. Der Deutsche Orden schloß mit Polen am 8. Oktober 1409 einen Waffenstillstand bis zum 24. Juni 1410.

Für diese Zeit wurde nach Maßgabe des *uti possidetis* der Friede zu Kalisch von 1343 wieder in Kraft gesetzt. Der Orden behielt also zunächst alle Eroberungen des letzten Feldzuges. Wladislaw-Jagiello gelobte mit seinem königlichen Worte, daß er den Samaiten wie allen andern Unchristen und ihren Helfern keinerlei Rat, Hülfe und Beistand gewähren und in keinerlei Weise sich ihrer annehmen werde, da sie alle von dem Stillstande völlig und unbedingt ausgeschlossen seien. Alle Streitigkeiten aber zwischen dem Reiche Polen und dem Deutschen Orden sollten vom König Wenzel von Böhmen und von denjenigen, die er hinzuziehen werde, bis zum 9. Februar 1410 endgültig entschieden werden. Beide pacifizirenden Teile gelobten feierlich — der König wieder „bei unserm königlichen Worte“, — den Schiedsspruch Wenzels anzunehmen und sich ihm in allen Stücken, Punkten und Artikeln zu ewigen Zeiten unbedingt zu unterwerfen. Von polnischer Seite verbürgten und versiegelten den Vertrag neben dem König der Erzbischof von Gnesen und acht der vornehmsten Magnaten.

Beide Teile stellten außer den Haupturkunden des Waffenstillstandes für den König Wenzel besondere Urkunden aus, in denen sie das Gelöbniß der Unterwerfung unter den Schiedspruch „ohne jeden Widerspruch in Wort oder That“ wiederholten¹⁾.

Die Polen hatten also jetzt viel mehr zugestanden, als der Hochmeister am ersten August verlangt hatte. Nicht allein Samaiten, sondern auch Witomt und ganz Litauen waren von dem Stillstande und dem künftigen Frieden ausgeschlossen. Die polnischen Landesteile, die in der Gewalt des Ordens blieben, konnten als Garantie dafür gelten. Es werden da doch wohl kaum andere Motive des Königs und der polnischen Großen anzunehmen sein, als die Furcht vor größern Niederlagen bei einer sofortigen Fortsetzung des Krieges. Dem widerspricht nicht, was wir von den polnischen Rüstungen hören und annehmen dürfen.

Als der Hochmeister in den ersten Oktobertagen bei Schwes stand, erschienen bei ihm geheime Gesandte Swidrigiello, des litauischen Nebenbuhlers Witomts. Mit ihnen wurde ein Bündniß erneuert, das der Orden schon im Jahre 1402 nach dem dritten Verrat Witomts geschlossen hatte, das aber durch den Frieden von Raciaz hinfällig geworden war. Swidrigiello versprach jetzt, heimlich nach Preußen zu kommen und darauf mit einem Ordensheere gegen

¹⁾ Das Original der polnischen Haupturkunde und ein von König Wenzel ausgestelltes Originaltransjumpt der zweiten polnischen Urkunde sind im Staatsarchiv zu Königsberg erhalten. Es ist auffallend, daß die neuern polnischen Editionen diese denkwürdigen Stücke nicht in extenso wiedergeben, sondern nur das erste kurz registriren. Nur im Codex diplomaticus Lituaniae ist die zweite Urkunde abgedruckt, aber sehr fehlerhaft. — Joh. Dlugosch weiß natürlich nichts von den wirklichen Bedingungen des Waffenstillstandes. Nach ihm rät schon vor der Ankunft der böhmischen Vermittler im polnischen Kriegsrat eine Minorität zum Abschluß eines Stillstandes, um im nächsten Jahr den Krieg unter bessern Auspizien zu erneuern. Infolge der flehentlichen Bitten der Böhmen entscheidet sich König Wladislaw für die Minorität und erlaubt, daß Wenzel versuche, einen ewigen Frieden zu Stande zu bringen. „Im Hinblick auf die große Heeresmacht des Königs schien der Stillstand schimpflich zu sein; aber er paßte in die Zeitverhältnisse hinein.“ Der gemeine Mann in Polen habe freilich geglaubt, daß der Orden die Räte des Königs Wladislaw bestochen habe. Aber ihre Mäßigung sei nicht der Furcht oder dem Angebot des Ordens, sondern nur der Vorsicht entsprungen. Die Worte des Dlugosch drängen den, der die echten Dokumente kennt, zu der Annahme, daß in Polen schon gleich beim Abschluß des Stillstandes die feste Absicht bestand, trotz aller Gelöbniße den Orden um den Vorteil der gegenwärtigen Lage zu betrügen.

Witowt zu ziehn. Er rechnete auf einen großen Abfall der Litauer von Witowt und der Union mit Polen. Aber diese Pläne blieben Witowt nicht verborgen. Er hatte sich eben auch deshalb von jeder größern Unternehmung außer Landes zurückgehalten. Im November nahm er Swidrigiello fest und hielt ihn nun bis 1418 in Banden. Um diese Zeit zogen zwei preußische Komture nach Ofen zum König Sigismund von Ungarn. Der Hochmeister wollte sich für alle Fälle mit diesem Nachbarn seiner gefährlichen Nachbarn einigen. Zwischen Sigismund und Wladislaw-Jagiello bestand eine alte Rivalität, die 1396 nach der Niederlage Sigismunds bei Nikopolis gegen die Türken durch einen 16jährigen Frieden nur notdürftig verdeckt war. Die Ungarn hatten alte Ansprüche auf Rotrußland, Podolien und die Lehnshegemonie über die Moldau; sie waren darin den Polen unterlegen, gedachten aber nicht dabei zu bleiben. Um den stets geldbedürftigen Sigismund ganz zu gewinnen, ließ ihm der Hochmeister eine bedeutende Erhöhung der Pfandsumme für die Neumark auszahlen und für den Fall eines gemeinsamen Krieges gegen Polen und Litauen große Subsidienzahlungen in Aussicht stellen. Wie es scheint, leistete der Orden sogar gleich darauf eine Anzahlung von 40,000 ungar. Gulden. Infolgedessen fertigte Sigismund schon am 20. Dezember 1409 die Bündnißurkunde für den Orden aus, in der freilich keiner der ungarischen Magnaten als Bürge oder Zeuge genannt wird; der Hochmeister verschob seinerseits die Vollziehung der Urkunde und die genaue Festsetzung der Subsidien bis zum nächsten Frühjahr. Auch für den König Wenzel von Böhmen sind im Jahre 1409 60,000 ungar. Gulden „gelobtes Geld“ in den Finanz-Stat des Ordens aufgenommen worden. Die Hälfte der Summe ist im nächsten Jahr noch vor der Schlacht bei Tannenberg ausgezahlt worden. Es wird nicht gesagt, wofür Wenzel das Geld erhalten sollte. Polnischerseits hat man später darin eine Bestechung des Schiedsrichters gesehen; es ist aber viel wahrscheinlicher als eine Entschädigung für die Unkosten der freundschaftlichen Vermittelung Wenzels im Oktober 1409 aufzufassen, durch die sich der Orden die gute Gefinnung des Königs erhalten wollte. Man darf nicht vergessen, daß damals für den „reichen“ Orden niemand etwas umsonst thun wollte, am wenigsten die Luxemburger, und daß die Zeitgenossen in Geldverehrungen solcher Art durchaus nichts

Bedenkliches sahen. Aus Ungarn zogen die Ordensgesandten nach Prag, wo auch die polnischen Bevollmächtigten zum Schiedsgericht eintrafen. Mehrere Wochen prüften Wenzel und seine Räte die ihnen von beiden Seiten vorgelegten Schriften und Urkunden.

Am 8. Februar 1410 wurde darauf der Schiedsspruch in Gegenwart der preußischen und polnischen Gesandten vor einer zahlreichen Versammlung verkündigt. Danach sollte zwischen Polen und dem Deutschen Orden der status quo ante bellum nach Maßgabe der Besitzurkunden wiederhergestellt werden, und zwar sollten einerseits das Land Dobrzyn mit allen andern Eroberungen des Ordens von 1409, andererseits das Land Samaiten einem Bevollmächtigten König Wenzels zur Rückgabe an die rechtmäßigen Eigentümer übergeben werden. Alle Gefangenen aus dem letzten Kriege waren ohne Lösegeld freizugeben. Beide Teile wurden verpflichtet, „Angläubigen und Unchristen“ in keiner Weise wider einander beizustehen oder zu helfen; insbesondere dürfe der König von Polen niemand unterstützen, der den Orden am Besitz Samaitens in irgend einer Weise hindere oder störe. Ueber Driesen und die andern neumärkischen Teile entschied Wenzel nichts Besonderes, weil „das dem König Sigismund angehöret“. Das bedeutete die Anerkennung des brandenburgischen Eigentumsrechtes und somit die Abweisung der polnischen Ansprüche. Ueber den Bruch des ewigen Friedens, dessen beide Teile einander angeklagt hatten, wie über alle daraus folgenden Einzelschäden und die Klagen des Herzogs Johann von Masovien wollte Wenzel noch genauere Untersuchungen an Ort und Stelle vornehmen lassen und dann zu Pfingsten oder spätestens bis zum 1. Juni alle vorliegenden Streitfachen entscheiden. Dann sollten auch beide Teile den ewigen Frieden von 1343 erneuern und vom Papst und dem Römischen König bestätigen lassen. Die Waffenstillstandsbedingungen waren unter allen Umständen bis zum 24. Juni einzuhalten.

Der Schiedsspruch Wenzels entsprach also im Wesentlichen ganz den durch die Friedensschlüsse von Kalisch, vom Sallinwerder und von Raciaz geschaffenen staatsrechtlichen Grundlagen und hielt sich im übrigen streng an die echten Urkunden und Siegel. Daß die Gesandten Witowts, die die Polen nach Prag begleitet hatten, mit ihren Ansprüchen und Klagen zurückgewiesen wurden, mußte nach den Bedingungen des Waffenstillstandes selbstverständlich sein.

Im Namen des Hochmeisters nahmen nun die preußischen Gesandten den Schiedspruch voll und unbedingt an. Die Polen aber erklärten, daß sie den Spruch nur ad referendum entgegennehmen. Dabei blieben sie auch, als Wenzel die Urkunde verlesen ließ, durch die der polnische König die unbedingte Unterwerfung unter den Schiedspruch Wenzels gelobt hatte. Entrüstet rief darauf Wenzel aus, er sehe wohl, daß nicht Wladislaw, sondern die polnischen Magnaten die wahren Könige von Polen seien; er aber und sein Bruder Sigismund würden dem Orden gegen sie mit aller Macht beistehen ¹⁾.

Noch vor dem Schiedspruch zu Prag hatte Witowt im Einverständnis mit König Wladislaw und der großpolnischen Kriegspartei in der ungarischen Stadt Kásmark eine Zusammenkunft mit

¹⁾ Was Dlugosz von dem Schiedspruche Wenzels erzählt, ist ebenso unwahr wie tendenziös. Zuerst diskreditirt er Wenzel als einen selten nüchternen Menschen, dem jede ernste Beschäftigung ein Ekel gewesen sei. Von einer eigenen Prüfung der preußisch-polnischen Streitigkeiten habe er nichts wissen wollen. Um sich aber nicht völlig zu blamiren und dem Gelde des Ordens Rechnung zu tragen, habe er die Abfassung des Schiedspruches dem Markgrafen Jobst von Mähren übertragen, einem erklärten Feinde der Polen. Daher sei schon die Prüfung der Beweismittel von offenkundigster Ungerechtigkeit gewesen. Die polnischen Gesandten wären gewarnt worden und hätten deshalb das absolute Versprechen ihres Königs, sich dem Schiedspruche zu unterwerfen, das ihnen mitgegeben war, zurückgehalten und nur ein beschränktes und unvollständiges Versprechen dem Schiedsgericht vorgelegt. Als dann die Verlesung des Schiedspruches in deutscher Sprache begonnen habe, seien die polnischen Gesandten, obgleich mehrere von ihnen des Deutschen vollkommen mächtig waren, aus dem Saal fortgegangen. Dem König Wenzel, der ihnen versichert hatte, daß man den Schiedspruch auch in böhmischer Sprache verlesen werde, die doch jedem Polen verständlich sei, hätten sie voll Ironie erwidert, daß Polen und Böhmen einander durchaus nicht verstehen könnten. Wenzel habe ihnen darauf das Urteil unter seinem Siegel zugesandt. Um die lächerliche Ungerechtigkeit und Thorheit des Spruches zu kennzeichnen, genügt schon die beiden folgenden Artikel aus ihm: erstens sollte das Land Dobrzyń Wenzel übergeben werden, damit er binnen Jahresfrist bestimme, wem es in Zukunft gehören solle; zweitens dürfe das Reich Polen in Zukunft seinen König nie mehr aus Litauen oder den andern östlich gelegenen Ländern, sondern nur aus den Fürsten des Abendlandes wählen. Ein Vergleich mit dem uns überlieferten Wortlaut des Schiedspruches zeigt, daß Dlugosz, dem der Wortlaut höchst wahrscheinlich bekannt war, frei erfindet und die Wahrheit verschweigt. Maßgebend war jedenfalls der lateinische Text, der auch gewiß zuerst verlesen worden ist. Der deutsche Wortlaut ist im 8. Bande von Lukas Davids Preuß. Chronik S. S. 189—196 gedruckt.

Sigismund von Ungarn. Er sollte diesen vom Bündniß mit dem Orden abziehen und dadurch die kleinpolnischen Magnaten zum Kriege gegen den Orden bereitwilliger machen; denn ihnen war es in erster Linie um den sichern Besitz Rothrußlands und Podoliens zu thun. Aber Sigismund war durch das Geld des Ordens gefestigt worden und soll seinerseits die Zusammenkunft zu dem Versuche benützt haben, dadurch einen Keil zwischen Polen und Litauen einzutreiben, daß er als Vikar des Römischen Reiches ¹⁾ Witowt gleichsam als Ersatz für Samaiten eine unabhängige litauische Königskrone anbot. Der Krakauer Kanonikus meint, Witowt habe das Angebot wohl zurückgewiesen und davon Wladislaw sofort Mitteilung gemacht, aber das ihm hier eingeträufelte Gift habe später doch teuflisch nachgewirkt.

Schon seit längerer Zeit meldeten die beim Hochmeister einlaufenden Berichte, daß der polnische König den Waffenstillstand zu großen Rüstungen benutze und durch Herolde mit offenen besiegelten Briefen und Gesandte mit ausführlichen Anklageschriften das Ansehen und den Ruf des Deutschen Ordens bei allen Fürsten der abendländischen Christenheit untergrabe. Wohl traten die Ordensagenten solchen Machinationen nach Kräften entgegen und fanden auch an manchen Stellen, wie z. B. beim König Heinrich IV. von England, volles Verständniß für die Lage des Ordens, aber das *semper aliquid haeret* blieb doch auch nicht aus. Schlimmer war, daß der Hochmeister sich noch immer durch die Versicherungen der beiden luxemburgischen Könige, sie würden Polen zum Frieden zwingen, wenn der Orden nur ruhig bleibe, abhalten ließ, mit voller Energie zu rüsten und noch während des polnischen Stillstandes mit Witowt abzurechnen. Der eine Zug, der gegen diesen unternommen wurde, hatte keinen nachhaltigen Erfolg. Witowt war, wie es scheint, eben aus Käsmark nach Grodno zurückgekehrt, als der Oberste Marschall plötzlich in „Ruffisch-Bryst“, das Land zwischen Grodno und Bialystok, einbrach, um womöglich des schlauen Litauers persönlich habhaft zu werden. Mit genauer Not entrann Witowt in die Wildniß. Der Marschall zog nach

¹⁾ Sigismund war dazu 1396 von seinem Bruder, dem Römischen Könige Wenzel, ernannt worden und führte diesen Titel auch nach der Absetzung Wenzels und der Wahl Ruprechts von der Pfalz weiter, wie ja auch Wenzel fortfuhr, sich Römischer König zu nennen.

starker Verwüstung des Landes mit großer Beute an Menschen, Roffen und Vieh heimwärts. Der litauische Gegenzug fiel diesmal aus; Witowt rüstete von nun an systematisch für den großen Zuzug zum polnischen Heer.

Am 31. März vollzog der Hochmeister sein Bündniß mit Sigismund. Danach verpflichteten sich der Deutsche Orden und das Reich Ungarn für alle Zeiten, einander in jedem Kriege gegen Polen zu helfen und keinen Vertrag mit diesem Reiche zu schließen, der ihr Bündniß schädigen könnte; insbesondere solle man einander mit ganzer Heeresmacht beistehn, sobald Polen die Litauer, Russen oder Tataren zum Kriege heranziehe. In einem Geheimvertrage verpflichtete sich der Hochmeister, dem König Sigismund für den Kriegsbeistand eine Subsidie von 375,000 ungar. Gulden binnen zwei Jahren zu zahlen. Bereits in Käsmaß hatte Sigismund erklärt, daß er persönlich eine Vermittelung zwischen dem Orden und Polen-Litauen vornehmen wolle. Am 27. April stellte Wladislaw für ihn und ein Gefolge von 1500 Pferden einen Geleitsbrief durch Polen nach Thorn aus, und Sigismund zeigte darauf dem Hochmeister an, daß er mit dem Könige von Polen und dem Großfürsten von Litauen am 17. Juni in Thorn erscheinen werde und einen endgültigen Ausgleich sicher zu bewirken hoffe.

Am 11. Mai erschienen, den Bestimmungen Wenzels entsprechend, die Gesandten des Hochmeisters in Breslau vor den zum zweiten Schiedstage versammelten böhmischen Räten. Aber vergeblich wartete man auf die polnischen Gesandten. Am 14. Mai ließen sich die Preußen darüber ein Notariatsinstrument ausstellen und zogen dann nach Prag zu König Wenzel. Dieser stellte am 4. Juni urkundlich fest, daß König Wladislaw von Polen und seine Bürgen das unbedingte Versprechen und königliche Wort, sich dem Schiedsspruche zu unterwerfen, gebrochen hätten und infolgedessen nun auch der Hochmeister und der Deutsche Orden nicht mehr an den Schiedsspruch gebunden seien. Ein Eilbote benachrichtigte davon den Hochmeister und meldete, daß die Polen auf die Vermittelung durch König Sigismund nur zu weiterer Täuschung des Ordens eingingen; ihre in Prag vor kurzem (zu Werbungszwecken!) anwesenden Gesandten hätten öffentlich erklärt, daß der Orden im vorigen Jahr nur durch

König Wenzel gerettet worden sei, daß sie sich aber nun durch niemand abhalten lassen würden, an dem Orden endgültig Rache zu nehmen. Zugleich meldeten andere Berichte, daß die Aufgebote der russischen Provinzen und von den polenfreundlichen Tatarenhorden bereits auf dem Marsche zur Weichsel begriffen seien.

Seit Anfang Mai hatte auch der Hochmeister die Söldnerwerbungen in Deutschland vermehrt und beschleunigt und im Lande selbst die nötigen Maßregeln zur Wiederaufnahme des Krieges getroffen. Am 20. Mai hatte er sich mit einem Zirkularschreiben an die Fürsten in Deutschland, Frankreich, England und Dänemark gewandt. In kurzer Uebersicht berichtete er, wie ihm Samaiten gegen alle beschworenen Verträge entrißen und er zum Kriege gegen Polen gezwungen worden sei, und wie dann der König von Polen das beim Waffenstillstande feierlich gegebene und verbürgte Wort schmählich gebrochen habe; der Orden sei aber noch immer zu jedem friedlichen Austrage bereit, der der Gerechtigkeit seines Besitzstandes und seiner christlichen Ehre entspreche; in dem Kampf aber, zu dem seine Feinde ihn nun doch zwingen, werde es sich nicht bloß um die Existenz des Deutschen Ordens in Preußen, sondern um die wichtigsten Interessen der abendländischen Christenheit handeln, die durch das Verhalten der Polen und Litauer und besonders durch deren Verbindung mit den Russen und Tataren gegen den Orden aufs schwerste gefährdet seien; daher sollten die Fürsten dem Zuzuge christlicher Streitkräfte zum Orden nach Preußen förderlich und günstig sein. Sechs Tage nach dem Datum dieses würdig und wahrheitsgetreu gehaltenen Schreibens besiegelte der Hochmeister ein Pergament, bei dessen Anblick man seinen Augen nicht trauen möchte. Es war ein Waffenstillstand mit Witowt vom 26. Mai bis zum 24. Juni, also für die letzten vier Wochen des polnischen Stillstandes! Was bedeutete die kurze Ruhe an der litauischen Grenze gegen die Witowt dadurch zugestandene Sicherheit für seinen Zuzug zum polnischen Heer? Vielleicht war der Stillstand noch eine Folge der Ratschläge Sigismunds und der Ankündigung seines Kommens. Wenige Tage später muß der Hochmeister schon gewußt haben, daß Sigismund für eine persönliche Vermittelung nicht mehr zu haben war. Am 18. Mai war der Römische König Ruprecht gestorben, und das Trachten und Sinnen des Ungarnkönigs war nun der Nachfolge im Reich zugewandt. Außerdem erwies es sich,

daß die maßgebenden ungarischen Magnaten durchaus nicht gewillt waren, im Bunde mit dem Deutschen Orden einen Krieg gegen Polen zu führen. Da die Polen das wußten, waren alle Vermittelungen Sigismunds aussichtslos. Seine Gesandten verhandelten im Juni vergeblich zuerst in Krakau mit Wladislaw, dann in Thorn mit dem Hochmeister. Erst am 26. Juni, also nach Ablauf des Waffenstillstandes, als die Feindseligkeiten bereits eröffnet worden waren, gelang es ihnen, einen neuen Waffenstillstand bis zum Abend des 4. Juli zu bewirken. Sie leisteten damit dem polnischen König einen großen Dienst, denn nun konnte er am 30. Juni ungefährdet unweit von Plock den Uebergang über die Weichsel und die Vereinigung mit dem soeben angekommenen litauischen Heere Witowts vollziehen. An den beiden folgenden Tagen erschienen die großpolnischen Aufgebote und das Heer der Herzöge von Masowien, von denen der eine sich vor kurzem mit dem König ausgesöhnt hatte. Erst am 12. Juli, als das polnisch-litauische Heer schon längst auf preußischem Boden stand, richteten die Ungarn ihren letzten Auftrag aus: sie überreichten dem König Wladislaw eine Kriegserklärung Sigismunds — aber nicht etwa die des Ungarnkönigs, sondern bloß die des Generalvikars des heiligen Römischen Reichs. Was das zu bedeuten hatte, wußten die Polen sehr genau. Der Deutsche Orden aber war wieder einmal betrogen worden.

Von der Politik des Deutschen Ordens in Livland liegen vom Sommer 1409 bis zum Mai 1410 gar keine direkten Nachrichten vor. Aber es lassen sich, abgesehen von den *argumenta ex silentio*, aus den zahlreichen Urkunden, die wir den Handelsbeziehungen der Städte verdanken, Schlüsse auf sie gewinnen. Im Sommer 1409 waren in Plozk rigische, in Riga polozkische Kaufleute mit ihren Waaren arrestirt worden, was mit Witowts viertem Verrat am Deutschen Orden zusammenhängen kann. Anfang August, nachdem wohl vor kurzem jener verhängnißvolle Friedensvertrag mit dreimonatlicher Kündigungsfrist zwischen Litauen und dem Orden in Livland geschlossen war, verhandelten in Riga Gesandte Witowts und der Plozker mit dem Meister und dem rigischen Rat. Man hob auf beiden Seiten den Arrest auf und gewährte den Kaufleuten freien Abzug. Offenbar verbürgte man damals einander die Bestimmung des Handelsvertrages vom 2. Juli 1406, wonach ein Krieg zwischen dem Deutschen Orden und Witowt

den Handel Rigas mit Plozk nicht stören sollte. Im Oktober korrespondirte der Großfürst in durchaus freundschaftlicher Weise mit dem rigischen Rat wegen der Privatklage eines seiner Unterthanen gegen einen rigischen Bürger und schickte einen Vertreter zur Mitwirkung bei der Urteilsfällung nach Riga. Solchen Handelsbeziehungen werden die politischen damals entsprochen haben. Man hielt an ihnen um so mehr fest, als die livländischen Beziehungen zu Nowgorod und Pleskau zu größter Vorsicht mahnten. Der Friede mit Pleskau stand auf bloß vierwöchentlicher Kündigung, und noch mehr als dort war in Nowgorod der Einfluß der litauischen Partei stark gewachsen. Die Nowgoroder hatten dem von Witowt zu ihnen geschickten Fürsten Simeon-Lugwenna mehrere ihrer Beistädte überwiesen. Man fürchtete in Livland nicht ohne Grund, daß hinter dem allen Verträge Witowts mit Moskau und einem Teil der Tataren ständen. Bei jedem Kriege schien Livland von einer großen russisch-litauisch-tatarischen Invasion bedroht zu sein. Gelang es aber, den Frieden zu wahren, so gab es damals für den Handel die besten Aussichten. Die livländischen Städte waren im Begriff, die volle Herrschaft über das deutsche Handelskontor in Nowgorod und den dortigen Markt an sich zu nehmen. Sie benutzten den großen Niedergang des lübisches Handels, der eine Folge der lübisches Revolution von 1407 war. Das alte Haupt der Hanse hatte alle Autorität verloren, und die Städte dachten daran, ein anderes Oberhaupt zu wählen¹⁾. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die livländischen Städte alles aufboten, den Deutschen Orden in Livland vom Kriege mit Litauen und Polen fernzuhalten. Ihre klugen und erfahrenen Vertreter, namentlich die Herrn von Reval, die in der livländischen Finanzverwaltung des Ordens eine sehr wichtige Rolle spielten, wurden schon seit langem von der livländischen Ordensregierung bei politischen Entschlüssen zu Räte gezogen. Daß die livländischen Vasallen den schweren Leistungen für einen großen Krieg gegen Litauen höchst abgeneigt waren, unterliegt auch keinem Zweifel. Dazu kam, daß die Gerüchte von dänischen Absichten auf Harrien-Wirland und Reval durchaus nicht grundlos zu sein schienen, und der Orden

¹⁾ Am 21. Januar 1410 wurde über Lübeck die Reichsacht verhängt. Der Hansestag zu Hamburg vom 20. April 1410 übertrug vorläufig der Stadt Hamburg die Leitung der hanseischen Geschäfte.

auf eine sehr zuverlässige Haltung der harrisch-wirischen Vasallen und der Städte Dorpat und Riga nicht rechnen durfte. Im Orden selbst waren die Westfalen seit 1397 mit der preußischen Politik immer unzufriedener geworden. Da kann es uns nicht wunder nehmen, daß man beschloß, sich auch um Samaitens willen in keinen großen Krieg hineinziehen zu lassen. Gewiß werden die rheinländischen Gebietiger nicht verfehlt haben, einer solchen Haltung aufs stärkste zu widersprechen und darzulegen, daß von dem Besitz Samaitens die ganze Zukunft des Ordens in Preußen und Livland abhängt. Aber der Meister hörte nach den Erfahrungen, die seine Nachgiebigkeit während des russischen Krieges gemacht hatte, nicht mehr auf sie ¹⁾.

Mit dem Mai 1410 beginnt wieder die uns erhaltene livländische Korrespondenz des Hochmeisters, und wir können nun die Ereignisse in Preußen mehr vom livländischen Standpunkte aus verfolgen.

Am 13. Mai teilte der Hochmeister den livländischen Bischöfen kurz die Sachlage mit: man dürfe nicht mehr daran zweifeln, daß der König von Polen und der Großfürst Witowt den Deutschen Orden in Preußen endgültig verderben wollten; er wisse sicher, daß Witowt mit seiner ganzen Heeresmacht dem polnischen Könige zuziehe und sein ganzes Land bis auf zwei Häuser unbemannt zurücklasse; daher bitte er die Bischöfe dringend, auf den ersten Ruf des obersten Gebietigers in Livland soviel Ritter und Knechte, als sie nur aufzubringen vermöchten, nach Preußen zu schicken; zwiefältig werde er es vergelten. Sicher wurden solche Schreiben mutatis mutandis auch an die stiftischen und harrisch-wirischen Vasallen und an die livländischen Städte gerichtet. Am 15. Mai unterrichtete darauf der Hochmeister — gewiß nicht zum ersten Mal in diesem Jahr — den Meister von dem Stande der politischen Entwicklung und verlangte unbedingt, daß der Meister sofort dem Großfürsten Witowt den Frieden kündige und, sobald er die Nachricht von dem Scheitern der Friedensverhandlungen zu Thorn

¹⁾ Es kann nur als wahrscheinlich gelten, daß sich im innern Ordensrat zu Livland in den Jahren 1409—1411 der Meister und drei Gebietiger als Westfalen und der Landmarschall (ein uns unbekannter Nachfolger des Westfalen Bernd Hevelman) und zwei Gebietiger (Reval und Goldingen) als Rheinländer gegenüberstanden.

am 17. Juni erhalten habe, ohne jede Zögerung mit starken Streitkräften in Litauen einzufallen, um die Vereinigung des litauischen Heeres mit dem polnischen zu verhindern; was außerdem in Livland an Mannschaften übrig sei, müsse sofort nach Preußen abgehen. Dies Schreiben erhielt der Meister am 28. Mai. Fünf Tage später antwortete er folgendermaßen: „Wir wollen euer Würden gehorchen bis in den Tod, wenn wir darüber auch ganz Livland einbüßen sollten. Wir haben Witowt sofort nach Empfang eures Briefes geschrieben, daß für den Fall des Scheiterns eurer Friedensverhandlungen mit den Polen unser Friede mit ihm drei Monate nach dem Tage, an dem er unsern Brief erhält, aufgesagt ist. Das haben wir gethan, weil wir früher eine solche dreimonatliche Frist für jede Kündigung des Friedens mit ihm abgemacht haben, und auch damit wir die begonnene Ausbesserung der an der Düna gelegenen Schlösser möglichst beendigen können. Wir bitten euer Würden, uns nicht zu verdenken, daß wir nicht nach eurem Wunsche zwei Gebietiger zu dem Verhandlungstage ¹⁾ geschickt haben. Euer Brief kam dazu zu spät an, wie überhaupt eure Briefe jetzt sehr langsam zum livländischen Gebiet kommen; auf unserer Seite wird für die schnellste Beförderung gesorgt ²⁾. Wir ersuchen euer Ehren, uns ausführlich mitzuteilen, welchen Ausgang eure Verhandlungen mit dem König von Polen nehmen.“ Wenige Tage später, wohl nach weiterer Beratung der livländischen Gebietiger, ging ein zweiter Brief an den Hochmeister, in dem der Meister erklärte, es sei ihm nicht möglich, Mannschaften nach Preußen zu schicken. Auf beide Briefe antwortete ein undatirt überliefertes, aber etwa auf den 15. Juni anzusetzendes Schreiben des Hochmeisters voll bitterer Resignation: „Lieber Herr Gebietiger! Eure beiden Briefe haben wir bekommen. Damit ist uns wahrlich sehr wenig geholfen, daß ihr mit einer Frist von drei Monaten Witowt den Frieden aufgesagt habt. Wir hatten gehofft, ihr werdet sofort beim Ablauf unseres Waffenstillstandes ein Heer in

1) Es kann der Verhandlungstag mit Witowt gemeint sein, der zu dem Stillstande vom 26. Mai führte.

2) Auf allen Ordensschlössern wurden Menschen und Pferde zur schnellen Beförderung der amtlichen Korrespondenzen gehalten. Von Wenden bis zur Marienburg i. Pr. konnte ein Brief in 5—7 Tagen gelangen. Der oben beantwortete Brief des Hochmeisters war aber 13 Tage unterwegs.

sein Land schicken. Das hätte uns großen Nutzen gebracht. Ueber den Stand unserer Dinge wissen wir euch nichts anderes zu berichten, als daß der König von Polen unbedingt den Krieg gegen uns führen will und uns versichert wird, Witowt wolle ihm so stark, als er vermag, zu Hülfe ziehn. Wir selbst sind bereits dem König entgegengezogen. Ihr könnt also keine Leute für uns entbehren? Ihr habt aber doch drei Monate Zeit gegen Witowt, binnen welcher Zeit eure Leute ja ebenso gut wie seine zurückgekehrt sein könnten! Da wir also Trost und Hülfe von euch nicht haben können, so bitten und begehren wir ernstlich, daß ihr wenigstens unser Geschüg, das wir euch (1408 gegen die Russen) mit großen Kosten gesandt haben, und das Geld, das wir euch (damals) geliehen haben und nun für unsere Söldner brauchen, unverzüglich zurückschickt.“ Ob das letzte sofort geschah, wissen wir nicht. Ein anderer Brief des Hochmeisters, von dem uns nichts überliefert ist, muß schon etwas früher den Meister von dem Nichtkommen Sigismunds zur persönlichen Vermittelung unterrichtet haben.

Schon am 26. Januar 1410 hatte der livländische Städtetag zu Walk ausdrücklich beschlossen, daß das nächste Ordenskapitel, das im März zu erwarten war, von jeder Stadt mit zwei Ratsfendeboten zu beschicken sei. Doch das Kapitel war weder im März noch in den beiden folgenden Monaten zu Stande gekommen. Da schrieb Mitte Juni Reval an Riga, daß es nunmehr die Ausführung des Walker Beschlusses für unnützlich halte, weil der Meister so schwer erkrankt sei und auch andere Gründe, über die man nicht schreiben könne, dagegen sprächen; es werde also keine Ratsfendeboten zum Kapitel schicken. Was den förmlichen Beschluß der Städte¹⁾ zur Befendung des Kapitels, zu der sie zwar nicht eo ipso verpflichtet waren, die aber wenigstens für Riga und Reval meist als selbstverständlich galt, veranlaßt hatte, erfahren wir ebenso wenig, als wir die „andern Gründe“ für die Nichtbefendung kennen, über die Reval sich nicht äußern will. Im ersten Fall können der deutsche Handel in Nowgorod und Pleskau, den

¹⁾ Die Städte oder „die livländischen Städte“ sind zunächst immer nur die drei großen Städte Riga, Dorpat, Reval. Auf den Städtetagen hatten die Vertreter der kleinen Städte wohl auch Sitz und Stimme, aber nach auswärts handelten und entschieden nur die drei großen Städte.

Witowt beständig zu untergraben bemüht war, oder die Komplikationen, die sich aus der über Lübeck verhängten Reichsacht ergaben, oder der Handelsvertrag, über den der Hochmeister damals mit England verhandelt hatte, die Veranlassung dazu gegeben haben; im zweiten Fall, bei der Nichtbesendung, mag Reval eine Erörterung der Forderung des Hochmeisters, daß auch die livländischen Städte, insbesondere Reval, eine Stadt des Hochmeisters, Geld und Mannschaften zur Verteidigung Preußens hergäben, haben vermeiden wollen. Die Forderung war um so unangenehmer, da der Meister am Kapitel nicht teilnehmen konnte und sein Stellvertreter, der Landmarschall, ein Rheinländer war, der gewiß aufs schärfste für den Hochmeister eintreten wollte. Wie es scheint, fürchtete man, daß der Meister sterben werde und sein Nachfolger ein Rheinländer sein könne. Warum aber hatte Konrad von Bitinghose das Kapitel, auf dem doch über die Stellung zur preussischen Politik, über die Forderungen des Hochmeisters endgültig zu entscheiden war, so lange hinausgeschoben, warum hatte er sich bei der Beantwortung der Briefe des Hochmeisters offenbar nur mit Gebietigern seiner Wahl beraten? Hatte er den Kampf mit den Rheinländern im Kapitel vermeiden wollen? Wir dürfen es nur vermuten. Jetzt lag er schwer krank danieder, und nun erst — um die Mitte des Juni — war das Kapitel berufen worden, doch wohl von seinem Stellvertreter, dem Landmarschall. Es ist dann auch nicht gleich, sondern erst zwischen dem 25. Juni und dem 25. Juli abgehalten worden, wie wir aus den rigischen Kämmererechnungen ersehen, die für diese Zeit die Ausgaben der rigischen Ratsfendeboten zum Kapitel in Wenden verzeichnen. Wir werden uns den Gang der Dinge folgendermaßen zu denken haben.

Meister Konrad von Bitinghose hatte sich, gestützt auf die westfälische Majorität im Orden zu Livland wie auf die allgemeine Forderung der livländischen Landesstände, dazu entschlossen, die Verwickelung Livlands in einen preussisch-polnischen Krieg zunächst mit allen Mitteln zu verhindern. Man erwartete übrigens offenbar in Livland, daß es den luxemburgischen Vermittelungen gelingen werde, den Krieg mindestens hinauszuschieben, oder daß es im schlimmsten Falle kein Krieg mit raschen Entscheidungen sein und man noch Zeit genug zu Interventionen haben werde; man rechnete wohl auch schon jetzt mit einer Entzweiung der Litauer und Polen.

Da erkrankte in der ersten Hälfte des Juni der Meister schwer, und aus Preußen kam die Nachricht, daß König Sigismund die persönliche Vermittelung aufgegeben habe, König Wladislaw aber alle polnischen Streitkräfte und viele auswärtige Söldner zur Weichsel nach Kujavien dirigire und Witowt die gesammte litauische und weißrussische Macht wie auch tatarische Hülfsvölker zum Zuzuge am Narew konzentrire. Unter dem Eindruck dieser Nachrichten berief der Landmarschall als Stellvertreter des Meisters das Ordenskapitel zu einem Termin, wo man Nachrichten von den ersten Ereignissen nach dem Ablauf des preußischen Waffenstillstandes haben mußte, also etwa zum 10. Juli. Es kam dann die Meldung, daß der Krieg wirklich am 25. Juni begonnen habe, die ungarischen Gesandten aber am folgenden Tage noch einen letzten Stillstand bis zum Abend des 4. Juli bewirkt hätten; es folgte wohl auch schon die Nachricht, daß Witowts Heer an der Weichsel angelangt sei und sich am 30. Juni mit den Polen vereinigt habe. In dieser Zeit ist das livländische Ordenskapitel abgehalten worden. Es beschloß, daß ein livländisches Heer zum Zuge nach Preußen sofort ausgerüstet werden müsse. Diesen Beschluß entnehmen wir der Thatsache, daß König Wladislaw am 7. August vor der Marienburg i. Pr. die Meldung hatte, die Livländer hätten gerüstet und würden demnächst über das kurische Haff nach Königsberg kommen. Die livländische Rüstung wird aber noch nicht vollendet gewesen sein, als — etwa am 25. Juli — die schreckliche Kunde von der Schlacht bei Tannenberg in Livland eintraf.

Durch die bis zum letzten Augenblick fortgesetzten Verhandlungen hatte sich der Hochmeister in eine für den Orden höchst nachtheilige Defensivposition drängen lassen. Statt sofort am 25. Juni dem aus dem Süden zwischen Weichsel und Warta heranziehenden Heer des Königs in Kujavien entgegenzurücken und vor dessen Uebergang über die Weichsel und der Ankunft der Litauer einen Kampf zu erzwingen, dessen Ausgang kaum zweifelhaft gewesen wäre, hatte der Hochmeister die Eroberungen vom vorigen Jahr aufgegeben und war auf eine 10tägige Verlängerung des Stillstandes eingegangen, die dem Feinde Zeit gab, alle seine Kräfte zu vereinigen, die zum Einbruch in Preußen geeignetste Stelle zu wählen und ungestört zu ihr vorzurücken. Er selbst begnügte

sich damit, im Kulmer Lande bei der Engelsburg alle verfügbaren Aufgebote des Landes und die bisher aus Deutschland angekommenen Söldner und fremden Ritter an sich zu ziehen.

Zum Schutze Pommerellens blieb Heinrich von Plauen, der Komtur von Schwetz, mit einer ziemlich starken Mannschaft links von der Weichsel stehen; er sollte die Söldner und Ritter wie die Mannschaften des Deutschmeisters aufnehmen, die noch aus Deutschland unterwegs waren. Weiter im Westen stand das neumärkische Aufgebot unter dem Bogt Ruchmeister. Im Osten hatten die Hüt der litauischen und masovischen Grenze die Komture von Memel, Ragnit und Rhein. Als nun gemeldet wurde, daß das feindliche Heer die Grenze des östlichen Kulmer Landes überschreite und offenbar über die Drewenz setzen wolle, führte der Hochmeister sein Heer an diesen Fluß und besetzte die Uebergänge bei Kavernik aufs stärkste. In größter Eile wurde dazu das schwere Geschütz aus der Marienburg und andern Schlössern herbeigeschafft. In der That erschien auch der Feind vor Kavernik. Als er aber die Stärke der preußischen Stellung erkannt hatte, trat er sofort den Rückzug an, um sich dann östlich von der Stadt Lautenburg wieder nach Norden zur Umgehung der Drewenzstellung zu wenden. Bei Lautenburg überreichten die ungarischen Gesandten am 12. Juli dem polnischen König die famose Kriegserklärung Sigismunds, des Römischen Reichsvikars. Wie es scheint, hat der Hochmeister auch noch das Resultat dieser Komödie in reservirter Haltung abwarten wollen. Er war, der Wendung des Feindes entsprechend, von Kavernik nordostwärts nach Löbau gezogen. Hier erreichte ihn am 14. Juli die Kunde, daß der Feind die von der geflüchteten Landbevölkerung überfüllte Stadt Gilgenburg genommen habe und Litauer und Tataren die gesammten Insassen ohne jedes Ansehen von Alter und Geschlecht in greuelvollster Weise hingeschlachtet hätten. Von Zorneswut entbrannt, beschloß der preußische Kriegsrat nun, sofort den Feind aufzusuchen. Am 15. brach man mit Tagesanbruch auf und legte im Eilmarsch drei Meilen ostwärts zurück. Bei den Dörfern Grünfelde und Tannenberg wurde man des Feindes ansichtig. Polen und Litauer zogen durch ein hügeliges und mit Wald bestandenes Terrain heran. Zwischen diesem und den Dörfern erstreckte sich ein weites Feld. Im Hinblick auf die Schwierigkeiten jenes Terrains und die Ermüdung des eigenen

Heeres durch den Eilmarsch unterließ der Hochmeister einen sofortigen Angriff, obgleich die Feinde offenbar auf eine so rasche Begegnung ganz unvorbereitet waren. Das Ordensheer sammelte sich und hielt länger als drei Stunden im Angesicht des langsam vorrückenden Feindes. Von den überlieferten Angaben über die Stärke der beiderseitigen Heere, die nur ungeheuerliche Uebertreibung erkennen lassen, müssen wir ganz absehen. Wir können aber annähernd mit großer Wahrscheinlichkeit das polnisch-litauische Heer auf 85,000, das Ordensheer auf 40,000 Mann schätzen. An eigener schwergerüsteter Reiterei war der Orden überlegen, bei den Polen überwog wohl die Zahl der kampfgeübten Söldner. Sein schweres Geschütz hat der Orden gewiß nur zum kleinsten Teil heranbringen können, von einem solchen war aber auch auf der feindlichen Seite nicht die Rede. Die Qualität der Infanterie und der leichten Reiter war, abgesehen von den Söldnern, auf des Ordens Seite eine bedeutend bessere, so ungleich auch die Zahl war.

Die polnische Schlachtleitung ließ ihren rechten Flügel, der, an Zahl den linken überwiegend, aus Litauern, Weißrussen und Tataren bestand, zuerst auf das Feld vorrücken. Während dessen überbrachten zwei vom Obersten Ordensmarschall gesandte Herolde dem polnischen König zwei bloße Schwerter als rittermäßige Aufforderung, aus dem Walde auf das Feld hervorzukommen, wo der Orden ihn erwarte. Gleich darauf — es war schon gegen Mittag — erfolgte der Zusammenstoß der „Heiden und Irrgläubigen“ mit dem linken Ordensflügel, auf dem unter dem Banner des heiligen Georg die fremden Ritter und Söldner des Ordens neben preussischen Bannern fochten. Es gab eine rasche Entscheidung. In wilder Flucht lösten sich die feindlichen Massen auf und wurden mit hitziger Erbitterung verfolgt. Unterdessen war auch der rechte Flügel des Feindes, die Polen, auf das Feld gerückt. Auf ihn warf sich der Hochmeister mit dem Kern seines Heeres, der schweren Ordensreiterei. Auf's härteste entbrannte dort der Kampf. Die führenden Gebietiger, der Hochmeister an der Spitze, schlugen sich dreimal mit solcher Macht durch die feindlichen Reihen, daß zuletzt die Polen wichen. Schon erschallte der Siegesfang des Ordens: „Christ ist erstanden.“ Da sahen sich die vom furchtbaren Kampf ermüdeten Sieger auf beiden Seiten aufs neue angegriffen: auf der einen Flanke von den bisher noch nicht im Treffen gewesenen

„Gästen und Söldnern des Königs“, Böhmen, Mähren, Schlesiern und Ungarn, unter denen gewiß auch deutsche Ritter und Knechte nicht fehlten, auf der andern von auf der Flucht gesammelten und wieder zurückgeführten, vielleicht auch noch in Reserve gehaltenen litauischen, weißrussischen und tatarischen Scharen Witowis. Wohl waren verschiedene Abteilungen des auf der Verfolgung zerstreuten linken Ordensflügels zurückgekehrt, um sich am Kampf des rechten Flügels zu beteiligen. Dafür griffen aber auch die zurückkehrenden Polen von neuem an. Entscheidend scheint gewesen zu sein, daß im kritischsten Moment die Reserven des Ordens versagten. „Einige Bösewichte, Ritter und Knechte des Landes Kulm, unterdrückten das kulmische Banner ¹⁾ und auch andere Banner, die da flüchtig wurden.“ Die Reserve flüchtete, statt jetzt mit allen Kräften den verzweifelt gegen die Uebermacht ringenden Scharen des Hochmeisters und der Gebietiger Luft zu machen. Es folgte die Katastrophe. „Die Feinde hatten es vor allem auf die Ordensbrüder und deren Rosse abgesehen.“ Mit Ulrich von Jungingen fielen der Großkomtur Kuno von Lichtenstein, der Oberste Marschall Friedrich von Wallenrode, der Oberste Trupier Albrecht Graf von Schwarzburg, der Oberste Tresler Thomas von Merheim, elf Komture und zwei Vögte Preußens, im Ganzen aber 203 Ritterbrüder Deutsches Ordens. Die beiden Hauptfahnen Preußens, die des Hochmeisters und die des gesammten Deutschen Ordens, sanken in den Staub. So tragisch mußte die persönliche Tapferkeit der Gebietiger Preußens den Mangel an staatsmännischem und strategischem Geschick sühnen. Nur ein einziger Gebietiger, und zwar der tapfersten einer, wurde lebend gefangen genommen: Markward von Salzbach, der Komtur vom Schlosse Brandenburg, den Witowt einst seinen besten Freund genannt, dann vergeblich zum Verrat am Orden gelockt hatte und nun tödtlich haßte, weil Markward ihm in öffentlicher Versammlung ins Gesicht gesagt hatte, daß er ein vielfacher Verräter am Orden sei. König Wladislaw ließ den Gefangenen sofort Witowt übergeben, und dieser überlieferte ihn mit der Gefinnungsbrutalität eines echten Barbaren noch auf dem Schlachtfelde dem Henker. Nur drei

¹⁾ Dies führte Nikolaus von Kenys, Mitglied des Ritterbundes der Eidehengesellschaft. Der Hochmeister Heinrich von Blauen ließ ihn 1411 nach dem Spruch einer Ritterbank in Graudenz hinrichten.

Gebietiger retteten sich durch die Flucht: der alte Werner von Tettingen, Oberster Spittler, Friedrich Graf von Zollern, Komtur zu der Balge, und Johann von Schönfeld, Komtur von Danzig.

Ein Teil der Flüchtigen leistete noch einen kurzen verzweifeltsten Widerstand in der Wagenburg des Ordenslagers. Dann ergossen sich die Greuel der Verfolgung, Mord und verwüstende Plünderung, vom Schlachtfelde in die weitere Umgebung. Eine ungezählte Menge erlag der feindlichen Wut auf der Flucht ohne Gegenwehr.

Aber der Verrat in der Schlacht und die Panik der Flucht verblaßt vor dem treulosen Abfall nach der Schlacht. „Ein großer Jammer ging über all das Land zu Preußen, da Ritter und Knechte und die größten Städte des Landes zum König von Polen übertraten. Sie trieben die Ordensbrüder von den Festen und überlieferten diese dem König, dem sie für Briefe, Gelübde und Gaben Mannschaft und Treue schwuren. Von so großer Untreue, von so schnellem Verrat ist in keinem Lande je gehört worden.“ Das gewiß sehr begründete Entsetzen vor den unmenschlichen Greuelthaten der „Heiden“ reicht lange nicht aus, einen derartigen Abfall zu erklären; aber auch der entschuldigende Hinweis der Späteren, daß die Ordensregierung durch ihre Fehlgriffe die Treue ihrer Unterthanen selbst untergraben habe, kann uns nicht davon abhalten, mit dem zeitgenössischen Ordenschronisten die ganze Abscheulichkeit einer so kraß und jäh offenbarten Untreue zu empfinden. Auf Seiten der Polen war es eine feine Berechnung, der Wut litauischer und tatarischer Grausamkeit nur dort Grenzen zu ziehen, wo der Abfall und Uebertritt zum König von Polen förmlich vollzogen wurde. Sie wollten sich dadurch für die Zukunft das Land möglichst weit vor litauischen Ansprüchen sichern. Man beeilte sich, dem König zu huldigen, um den Ansprüchen des Heiden oder bösen Christen Witowt zu entgehen. Man glaubte aber auch, je rascher und freiwilliger man den Abfall vollziehe, desto größer würden die materiellen Vorteile sein, die der König in seinen überall hin versandten Aufrufen freigebig versprach. Der schmachlichste Verrat war der von Elbing und Danzig verübte, die beide nicht unmittelbar bedroht waren und den stärksten Widerstand leisten konnten. Die Elbinger vertrieben den alten Tettingen mit der Besatzung der Burg und nahmen die aus Schloß Balge gesandte Verstärkung gefangen; in Danzig trieb der Pöbel die dort

erschienenen Flüchtlinge und Verwundeten von Tannenberg aus der Stadt und ermordete viele von ihnen. Am 10. August hielten Thorn, Elbing, Braunsberg und Danzig als geschworene Städte des polnischen Königs in dessen Lager vor der Marienburg einen Städtetag und bettelten um Vermehrung ihrer Privilegien. Die geistlichen Herrn kamen unter der eifrigen Führung des ermländischen Bischofs den Städten noch zuvor. Schon am 27. Juli hatten sich alle vier Bischöfe¹⁾ mit ihren Domkapiteln und sämtlichen Unterthanen dem König unterworfen. Sie huldigten persönlich und urkundeten darüber. Unter den Vasallen gingen natürlich die des Kulmer Landes voraus, bei denen in Erfehnung der „adeligen Freiheit“ Polens schon längst der Verrat gesponnen war. Es folgten die von Pomesanien, Pogesanien und den pomerellischen Gebieten an der Weichsel. Aber auch in den Gebieten von Braunsberg, der Balge, Allenstein, Rastenburg und andern niederländischen gab es im August schon Vasallen, die sich von den dorthin gesandten Agenten Witowts gewinnen ließen. Denn diesem hatte der König das noch nicht eroberte Ostpreußen zuweisen müssen, obgleich die polnischen Magnaten entschlossen waren, alles aufzubieten, um später auch dies Land zu Polen zu schlagen. Zunächst war aber noch der gute Wille Witowts zum Kriege zu erhalten. Unter den Ordensbrüdern selbst fehlte es leider auch nicht an solchen, die von Schrecken getrieben ihre Burgen dem Feinde ohne Kampf überließen. Aus dem Verrat und Abfall, der Panik und Mutlosigkeit erhob sich nur eine Heldengestalt. Heinrich von Plauen, der Komtur von Schweg, erkannte sofort, als die Schreckenskunde von Tannenberg ihn ereilte, daß es sich jetzt vor allem um die Rettung der Marienburg handeln müsse. Fiel auch diese, so war nach menschlichem Ermessen die Ordensherrschaft in Preußen verloren. Der Mut und die Energie, womit Heinrich von Plauen nun ans Werk ging, haben ihm für alle Zeiten einen Ehrenplatz in der Geschichte der deutschen Nation, des Landes und des Ordens gesichert. Er hatte das Glück, einen Mann von kühnem Mute und langjähriger Kriegserfahrung neben sich zu haben, seinen Vetter Heinrich den Ältern, Herrn zu Plauen, der dem Orden zu Hülfe gezogen, aber für Tannenberg zu spät

1) Mit Ausnahme des Ermländers und seines Kapitels waren sie wie alle ihre Domherrn Brüder des Deutschen Ordens.

angekommen war. Mit ihm und einer kleinen Kernschar seiner pommerellischen Mannschaften kam der Komtur am 18. August in der Marienburg an. Zur Verteidigung der großen Burg fehlten Mannschaften, Geschütze und Proviant¹⁾. Trotz alles Abfalles und Verrates brachten die beiden Heinriche es fertig, in sieben Tagen die Burg mit allem Nötigen auszurüsten. Die anwesenden Ritterbrüder erwählten darauf den Komtur von Schwetz zum Statthalter des Hochmeisters. Als am 25. Juli Wladislaw und Witomt mit ihrer ganzen Heeresmacht anlangten, fanden sie die rauchenden Trümmer der niedergebrannten Stadt, die Marienburg selbst aber zu schärfster Gegenwehr gerüstet. Sie war nun der einzige Felsen im Lande, der den ringsum brandenden Bogen der feindlichen Heerscharen widerstand.

Das waren die Ereignisse, deren Kunde seit dem 25. Juli mit allen Uebertreibungen und Verzerrungen der Furcht und des Schreckens von Preußen her, des triumphirenden Deutschen- und Ordenshaffes von Polen und Litauen her nach Livland kamen. Sie mußten dort auf alle Deutsche einen tiefen Eindruck machen, in den Ordenskreisen aber die größte Aufregung hervorbringen. Die Gewissen der livländischen Ordensbrüder waren vor eine schwere Verantwortung gestellt, denn sie traf die Frage, in wie weit ihr Ungehorsam gegen die Befehle des Hochmeisters mit zu der furchtbaren Katastrophe in Preußen beigetragen hatte. Damit verband sich die zweite Frage: war Livland gegen einen Feind wie Polen-Litauen überhaupt noch haltbar, wenn dieser Feind Preußen erobert und zu seinem festen Besitz gemacht hatte? Da konnte auch bei den Westfalen die Antwort nur lauten: „wir müssen von Preußen retten, was noch zu retten irgend möglich ist.“ Freilich mußte man in Livland jetzt mehr als je auf die Sicherheit des eigenen Landes bedacht sein. Hatten der polnische König und Witomt sich doch schon bisher die größte Mühe gegeben, Livland in einen neuen russischen Krieg zu verwickeln. Drohte ein solcher, so waren auch dänische Einmischungen zu erwarten. Vor allem aber lief in den ersten Tagen des September die dreimonatliche

¹⁾ Ulrich von Jungingen hatte das schwere Geschütz und viel Proviant nach Kavernik bringen lassen, wo alles den Polen in die Hände gefallen war. Die Polen hatten nun zur Belagerung der Marienburg einen Ueberfluß an Geschütz.

Ründigungsfrist gegen Litauen ab, und man mußte dann auf Angriffe von dorthier gefaßt sein. In Preußen aber konnte nur noch mit einer größern Heeresmacht geholfen werden. Daher mußte schleunigst die Rüstung bedeutend erweitert werden. Die livländischen Schlösser waren mittlerweile befestigt und ausgerüstet worden; man that nun auch Schritte, um für die Zeit der Abwesenheit des livländischen Heeres eine genügende Zahl von Söldnern ins Land zu ziehn. Die Führung des Hülfsheeres übernahmen der Landmarschall und der Komtur von Goldingen¹⁾. Die Stellvertretung des Meisters, dessen allmähliche Genesung nun doch erwartet wurde, ging an Dietrich Torf über, den Komtur zu Fellin. Wie wir annehmen müssen, erfolgte der Aufbruch nach Preußen um den 15. August von einem Sammelplatz im Gebiet Grobin aus. Um den 25. August spätestens müssen die Livländer in Königsberg angelangt sein. Eine Störung ihres Marsches durch den Feind erfolgte nicht, obgleich König Bladislaw schon am 7. August Maßnahmen zu treffen gedachte, um „die Schifffahrt der Bewaffneten aus Livland beim Hafen Memel, durch den sie zum Schutze des Schlosses Königsberg kommen wollen, zu hindern.“ Dagegen erhielten sie in Preußen, wohl noch vor ihrer Ankunft in Königsberg, Briefe des polnischen Königs und Witowts. Was der König ihnen vorschlug oder wie er ihnen drohte, wissen wir nicht; Witowt aber sprach ihnen sein Erstaunen über ihren Zug aus, da doch zwischen seinen in Litauen und Rußland zurückgelassenen Hauptleuten und den livländischen Ordens-

1) Es ist bisher nicht gelungen, die Namen der beiden Gebietiger, die in diesem Jahr eine für die Geschichte Livlands und Preußens wichtige Rolle gespielt haben, zu eruiern. Dlugosz erzählt, daß der livländische Meister selbst schon jetzt nach Preußen gekommen sei, und nennt ihn „Hermannus de Wintkinszench“. Auf diese Konfusion könnte man die Vermutung gründen, daß der Landmarschall Hermann Winde hieß. Er wäre mit dem Ordensvogt dieses Namens zu identifiziren, der uns 1391 zu Wesenberg, 1398—99 zu Jermen begegnet, dann aber verschwindet. Seine westfälische Abstammung braucht die rheinländisch-preußische Parteistellung nicht auszuschließen. Früher hat man den alten Landmarschall Bernd Hovelman, dessen Name 1404 zum letzten Mal erscheint, für den Führer des livländischen Heeres im Jahre 1410 gehalten. Das scheint mir in Uebereinstimmung mit den Untersuchungen Arbusows nicht mehr möglich zu sein. Eher würde ich in dem Komtur von Goldingen den schon 1397—99 für Goldingen genannten Meinhard Grafen von Oberstein sehen. Ein scheinbar in die Zwischenzeit fallender „Komtur Jakob“ ist wohl recht apokryph.

gebietigern ein fester Friede auf 10 Wochen abgeschlossen sei; er verlange, daß sie sich diesem Frieden gemäß verhielten. Die beiden Gebietiger schrieben zunächst an den Bischof Heinrich von Ermland, den Mann, der später vom Orden als der gefährlichste „Erzverräter“ bezeichnet wird, und baten, der Bischof möge eine Zusammenkunft zwischen ihnen und dem polnischen Könige und Witomt vermitteln. Zur selben Zeit meldete man ihnen, daß Witomt mit dem litauischen Heere von der Marienburg gegen sie aufgebrochen sei. Am 4. September schrieben sie darauf aus Königsberg mit großer Höflichkeit und Bescheidenheit direkt an Witomt: der 10wöchentliche Friede, von dem der Großfürst schreibe, könne nur nach ihrem Abzuge aus Livland geschlossen sein, da sie von ihm nichts wüßten; sie hätten des Großfürsten Brief sofort an ihren Meister nach Livland geschickt und erwarteten dessen Befehle; der Großfürst möge entschuldigen, daß sie inzwischen in Preußen nach ihrem Gehorsam handelten, da sie doch „desselben“ Ordens seien; mit ganzer Demut bäten sie den Großfürsten, barmherzig zu sein und das arme Land nicht so ganz zu beschädigen und den Orden nicht völlig zu verderben, sondern lieber auf gute bequeme Mittel zu denken, wofür ihm gewiß Gottes Lohn zu teil werden würde; sie hätten schon längst dem König und dem Großfürsten geantwortet, wenn sie nicht gehofft hätten, mit beiden mündlich verhandeln zu können.

Die Ankunft der Livländer wirkte in Ostpreußen mächtig. „Dadurch gewannen die Niederlande ein Herz und Mannheit und warfen sich zu Hauf wider die Feinde.“ Dem Treiben der im Lande umherziehenden polnischen und litauischen Agenten wurde ein Ende gemacht, und man begann überall energisch den Widerstand zu organisiren. Neben die livländischen Führer traten die Komture von der Balge und von Ragnit, Friedrich von Zollern und Eberhard von Wallenfels. Man zog die Reste der preußischen Streitkräfte zusammen und bewaffnete die zuverlässige Bevölkerung. Nachdem der Brief an Witomt abgegangen war, konnte man mit starker Macht den Litauern entgegenziehen. Diese hatten aber schon an der Passarge Halt gemacht. „Der Bischof von Ermland hatte Witomt vor dem Weiterziehen gewarnt.“ Es kam zu keinem Kampf. Am 8. September schloß Witomt auf einer Zusammenkunft mit dem Komtur von Goldingen in der Nähe von Barten

einen 14tägigen Waffenstillstand ab. Er übernahm dabei, einen Brief des Komturs an den Hochmeister-Statthalter sofort nach der Marienburg zu senden. Der am Abend desselben Tages „im Heere zu Bardyn“ geschriebene Brief lautet: „Wisset, daß wir heute mit dem Großfürsten Witowt einen festen Frieden auf 14 Tage geschlossen haben. Er gilt für den König, den Großfürsten und die Herzöge von Masovien einerseits, für die Lande Elbing, Christburg, Osterode¹⁾, Balge, Brandenburg, Königsberg und Samland mit allen Hinter- und Niederlanden andererseits. Ausgenommen sind also Marienburg und das Oberland²⁾. Die Gebietiger von der Balge, der Landmarschall, wir selbst und andere, mit deren aller Rat und Willen der Friede geschlossen ist, haben zu einer Zusammenkunft mit euch in der Marienburg für dreihundert Pferde Geleit erhalten und wollen am 14. September bei euch sein.“ Witowt zog nun mit seinem Heere zur Marienburg zurück, und der König bestätigte den Stillstand. Die Zusammenkunft der Gebietiger in der Marienburg fand statt, wobei natürlich auch weitere Verhandlungen mit Wladislaw und Witowt geführt wurden. Von diesen Verhandlungen der Gebietiger unter einander wie mit den Feinden ist uns aber nichts irgendwie Glaubhaftes überliefert worden. Sicher ist, daß es mit den Polen zu keiner Verständigung kam. Die Thatsachen reden weiter. Gleich nachdem die Gebietiger die Marienburg verlassen hatten, spätestens am 17. September, zog Witowt mit der ganzen litauischen Heeresmacht ab, um durch Masovien in die Heimat zurückzukehren. Zwei Tage später zogen auch die masovischen Herzöge mit ihren Scharen heimwärts. Der polnische Kanonikus sagt, alle Bitten und Versprechungen des Königs seien nun bei Witowt vergeblich gewesen; er habe behauptet, nicht zulassen zu dürfen, daß sein ganzes Heer durch die herrschende Dysenterie zu Grunde gerichtet werde; in Wirklichkeit aber sei er abgezogen, weil die hinterlistigen Livländer das ihm schon von Sigismund in Raskmarkt eingeträufelte Gift jetzt so teuflisch vermehrten; sie hätten ihm nämlich den Besitz Samaitens für alle Fälle zugesichert und ihn fürchten gemacht, daß die Fortsetzung des Krieges nur zu einer ausschließlichen Ver-

1) Diese drei Gebiete waren im Besitz der Polen.

2) Also Pommerellen, alle Gebiete an der Weichsel und das Kulmer Land.

größerung der polnischen Macht und zur äußersten Gefährdung seiner Stellung in Litauen führen werde.

Es ist selbstverständlich, daß die heldenmütigen Verteidiger der Marienburg sich gegen die soviel kleinere Feindesmacht mit der sichern Aussicht auf Entsatz nach Ablauf des kurzen Stillstandes jetzt erst recht aufs entschlossenste hielten. Die Livländer hatten sie, wie Dlugosß sagt, so hartnäckig, arrogant und eckig gemacht, daß sie von allen Friedensbedingungen, um die sie früher doch selbst gebeten hätten, nichts mehr wissen wollten. Die Stellung des Königs vor der Marienburg wurde von Tag zu Tag bedenklicher. In seinem eigenen Heere wütheten Krankheiten, und nahm die Disziplinlosigkeit beständig zu. Im ganzen Osten wurde aufs eifrigste gegen ihn weitergerüstet, und im Westen zog Michael Kuchmeister, der Vogt der Neumark, mit verstärkter Mannschaft heran; dort sammelten sich überall Ritter und Söldner aus Deutschland, die jetzt weniger die Noth des Ordens als der in reichem Maße verheißene und immer mehr gesichert erscheinende Lohn herbeirief. Unter solchen Umständen konnte dem König bei längerem Zögern nur zu leicht der Rückzug abgeschnitten werden. Eine zweite Hauptschlacht konnte ihm dann dieselbe Vernichtung bringen, mit der er den Orden bei Tannenberg getroffen hatte. Darauf wollten Wladislaw und sein polnischer Kriegsrat es nicht ankommen lassen, zumal jetzt auch die Drohungen Sigismunds von Ungarn ernster zu nehmen waren. Am 22. September, an dem Tage, an dem der Waffenstillstand mit den Livländern und östlichen Preußen ablief, brach auch der Polenkönig mit seinem ganzen Heer zur Heimat auf, *victi magis quam victoris in patriam referens formam*, wie der polnische Kanonikus voller Grimm klagt. Die stolze Marienburg war wieder frei.



L i t t e r ä r i s c h e s .

H. Lindner. Weltgeschichte seit der Völkerwanderung. Zweiter Band. Stuttgart und Berlin. Cotta Nachfolger.

Der zweite Band*) der Weltgeschichte umfaßt den Zeitraum von c. 900 bis c. 1230, ohne daß diese Grenzen genau inne gehalten werden; er enthält den „Niedergang der italienischen und byzantinischen Kultur“ und die „Bildung der europäischen Staaten“. Es sind also in ihm auch die Kreuzzüge und die Geschichte Rußlands bis zur Mongolenherrschaft enthalten. Natürlich war es schwierig, dieser gewaltigen Aufgabe auf 467 Seiten gerecht zu werden, und die Einzeldarstellung hat hier fast noch mehr als im ersten Bande zurücktreten müssen. Indessen hat sich doch Raum gefunden, wichtigeren Vorgängen und Persönlichkeiten etwas mehr Platz einzuräumen. Besonders gelungen ist die glänzende Schilderung der Individualität Friedrichs I. (S. 370), aber auch den Päpsten ersten Ranges, namentlich Innocenz III. ist der Verfasser vollkommen gerecht geworden, wie er denn überhaupt den unvermeidlichen Konflikt von Kirche und Staat (Abschn. 15, 16) sehr anschaulich motivirt und dabei ausdrücklich betont hat, daß Otto I. wesentlich zur späteren Ueberhebung des Papsttums beigetragen hat. Gleich im ersten Abschnitt ergeht sich der Verfasser in einer beredten, ja begeisterten Verherrlichung der arabischen Bildung und Leistung während der Blütezeit dieses Volksstammes; aber auch die viel geschmähte byzantinische Kultur findet ihre Rechtfertigung und Anerkennung. Der großen Bewegung, welche Hunderttausende in das gelobte Land und nur allzu oft ins Verderben getrieben hat, steht der Verfasser kühl gegenüber und sieht das Scheitern dieser verworrenen Strömung schon in ihrer Entstehung begründet; zumal die beiden Gewalten, denen hauptsächlich am Gelingen der Kreuzzüge hätte gelegen sein müssen, Kaiser und Papst, nur allzu oft sich geflissentlich entgegengearbeitet haben. Die letzten Abschnitte (18—20) behandeln den skandinavischen Norden und die Ausge-

*) Der erste Band nebst der „Geschichtsphilosophie“ desselben Verfassers ist angezeigt in diesen Hefen 1902, Bd. 53, S. 137.

staltung der Staaten England und Frankreich bis ins 13. Jahrhundert hinein. Den Schluß bilden, nach einem Rückblick, wie im ersten Bande, Litteraturangaben und ein Personen- und Ortsverzeichnis.

Je weiter diese Geschichtsdarstellung vorrückt, desto summarischer wird sie sich fassen müssen, wenn der projektierte Umfang von 9 Bänden eingehalten werden soll; die Anforderungen an den Leser steigern sich also, wenn er durch die Reflexion hindurch sich die geschichtlichen Thatsachen stets gegenwärtig halten will. Indessen unterstützt die klare, fließende Sprache das Verständniß bedeutend. Nur wären hier, wie schon zum ersten Bande bemerkt wurde, häufiger Jahreszahlen zur Orientirung erwünscht, die, an den Rand verwiesen, in keiner Weise stören, wohl aber das Zurechtfinden erleichtern würden. Von gewissen in der Besprechung der „Geschichtsphilosophie“ (Bd. 52 S. 138 dieser Hefte) beanstandeten Ausdrücken scheint der Verfasser bereits zurückgekommen zu sein; wenigstens sagt er S. 318: „doch thut man gut, diese („national“) und andere moderne zu Schlagwörtern gewordene Bezeichnungen für jene Zeiten nicht in Anwendung zu bringen, weil sie wohl voll klingen, doch falsche Vorstellungen hervorrufen.“ Man begegnet daher auch keinen (terminis technicis) „darwinistischer Provenienz“ weiter. Mit gespanntem Interesse muß man, nach dem Gelingen der ersten beiden Teile, dem Inhalte des dritten, besonders aber des vierten entgegensehen.

W. Neurath. Gemeinverständliche nationalökonomische Vorträge. Herausgegeben von Prof. Dr. Edm. von Lippmann. Braunschweig. 1902. Vieweg und Sohn. 3,60 Mark.

Vorliegendes Werk enthält zuwörderst eine „Gedenkrede“ auf den früh verstorbenen Verfasser von seinem Nachfolger an der Wiener Universität H. v. Schullern; die originale Denkweise, die verdienstlichen Leistungen und die bescheidene, pflichttreue Persönlichkeit Neuraths werden in warmen Worten gerühmt. Zwölf Vorlesungen bilden den eigentlichen Inhalt; sie behandeln lauter wichtige Fragen volkswirtschaftlicher Art, z. B. „Eigentum und Gerechtigkeit“, „das Recht auf Arbeit“, „das Sittliche in der Volkswirtschaft“, „Moral und Politik“, „Ueberproduktion“, „Wirtschaftskrisen und das Kartellwesen“ u. s. w. Allen gemeinsam ist ein idealistischer Zug, vermöge dessen neben der herkömmlichen

materiellen Behandlungsweise solcher Fragen immer wieder das Erforderniß sittlicher Grundlagen, ethischer Ingredienzien betont wird; so versetzt Neurath diese leider meist nur vom finanziellen Standpunkte aus oft recht einseitig kultivirten Probleme auf einen moralischen Boden, auf dem allein sie in Zukunft gedeihlich werden gelöst werden können. Im Bunde mit diesem Idealismus steht Neuraths geschichtliche Auffassungsweise; mit maßvoll konservativem Sinne, der nötigen und zweckmäßigen Veränderungen keineswegs abgeneigt ist, verwertet er seine gründlichen geschichtlichen Forschungen, um vor allen gewaltsamen, namentlich kosmopolitischen Tendenzen zu warnen, die unter dem vagen Scheine, allen Menschen gerecht zu werden, den Einzelnen nur allzu oft einengen oder gar beeinträchtigen. Die Vorlesungen sind vor einem Publikum gehalten, welches „nationalökonomischer Belehrung bedurfte und nach ihr verlangte“, vor „Fabrikanten, Technikern, Ingenieuren, Chemikern Kaufleuten u. s. w.“ im Saale des „Wiener kaufmännischen Vereins“. Die Anzeige des Verlegers sagt nicht zu viel, wenn sie diese Vorträge als „allgemeinverständlich und im besten Sinne populär“ ankündigt. In der That „bieten sie vielseitigstes Interesse für alle von der großen Wichtigkeit wirtschaftlicher Kenntnisse durchdrungenen Kreise.“ In ihrer geschickt redigirten Form werden sie jeden Gebildeten ansprechen können.

Gd. von der Hellen. Goethes Briefe. Band 2. 1780—88. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta Nachfolger.

Was zur Empfehlung des ersten Bandes dieser Goetheschrift in dieser Zeitschrift (1902, S. 61) gesagt ist, gilt in vollem Maße auch vom zweiten. Ausstattung und Einrichtung ist ebenso lobenswert und zweckmäßig. Und die Auswahl dieses Bandes charakterisirt die für Goethes Entwicklung so hochwichtigen achtziger Jahre. Die Anmerkungen geben über die in den Briefen angedeuteten Verhältnisse und Dichtungen angemessene Auskunft. Doch ist vielleicht der Wunsch erlaubt, daß bei gewissen Briefen auf allbekannte Gedichte, die aus der Stimmung, die in den bezüglichen Briefen herrscht, notorisch hervorgegangen sind, ausdrücklich aufmerksam gemacht wäre. — Folgende Fälle mögen als Beispiele dienen. Brief Nr. 236, Bd. 1, p. 277 enthält das Motiv zum „Fischer“; darauf weist die

Anmerkung hin. Aber aus derselben Situation resultirt bekanntlich auch das Motiv zum Liede „An den Mond“, dessen ursprüngliche Form Schoell (Briefe an Frau v. Stein, 1, p. 155) diesem Briefe angefügt hatte. Man vermißt ungerne einen Hinweis auf diese Thatsache. Der Brief vom 6. September 1780 (Nr. 288, Bd. 1, p. 29) ist gleichzeitig mit „Ueber allen Gipfeln“ auf dem Gickelhahn geschrieben und liefert die Folie zu diesem Liede, ja der Wortlaut des Briefes drängt auf die Erwähnung hin. Zu der Epistel an Herders Frau vom 17. Juli 1782 (Nr. 353, Bd. 2, p. 113) ist die Erklärung gegeben, es handle sich um eine Einladung zur Aufführung der „Fischerin“, in welcher Volkslieder aus Herders Sammlung vorkommen. Nicht hinzugefügt aber ist die Notiz, daß die „Fischerin“ mit dem „Erzkönig“ begann, trotzdem die Worte des Briefes „dem feuchten Reich des Erzkönigs“ dieselbe hätten veranlassen können. Endlich sei noch eine Bemerkung zu dem Briefe Nr. 366 (Bd. 2, p. 126) gestattet. Es heißt da: „Ich habe große Lust, in meinem Roman auch einen Juden anzubringen.“ Warum soll in Wilh. Meister auch ein Jude vorkommen? Es war in namhaften, allgemein gelesenen Romanen jener Zeit zuweilen ein Jude aufgetreten, z. B. in Gellerts „Schwedischer Gräfin“, in Hermes' „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen.“ Dieser Typus war in Moses Mendelssohn personifizirt, im Nathan Lessings hatte er seinen Höhepunkt erreicht. Goethe aber, der am „Juden Ephraim“ eben „das Bedeutende der Judenheit“ studirt hat, scheint geneigt zu sein, auch seinen Roman mit einem solchen Typus auszustatten. Oder wollte er vielmehr im Gegensatz dazu mit dem Juden seinen „Spaß“ treiben? Jedenfalls wird der Einfall auf eine Stelle des Wilh. Meister eingewirkt haben. Nach dem ersten Liede des Harfenspielers (Buch 2, Kap. 11), von dem Wilhelm hingerissen ist, während es „die Uebrigen“ wenig erbaut hat, machten diese Uebrigen „halblaut einige alberne Anmerkungen und stritten, ob es ein Pfaffe oder ein Jude sei.“

Doch muß zugegeben werden, daß derartige Erweiterungen den Anmerkungen, in denen strengstens Maß gehalten werden sollte, wohl einen bedeutend größeren Umfang eingeräumt hätten. Auf alle Fälle ist diese handliche Auswahl gewiß jedem Interessenten besonders zum praktischen Gebrauche sehr willkommen.

Nicolaus Lenau's sämtliche Werke. Mit einer biographischen Einleitung von D. Fr. Genfichen und dem Bildniß des Dichters. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt. 2 Mark.

Diese neueste Gesamtausgabe von Lenaus Werken empfiehlt sich zunächst durch ihre sehr ansprechende Ausstattung, hat aber noch andere, bedeutendere Vorzüge. Dazu gehört vor Allem der Umstand, daß am Schluß die „Tagebücher und Briefe“ haben aufgenommen werden können, welche bisher nur in der Sonderausgabe von Frankl zugänglich waren. Sie sind aber für die Beurteilung des Menschen und Dichters von ungemeinem Wert; enthüllen sie doch das verhängnißvolle Verhältniß Lenaus zu Sophie Löwenthal mit einer Deutlichkeit, welche die Bemerkungen Frankl's entbehrlich macht. Ferner zeichnet sich diese Ausgabe durch eine umsichtige, eindringende, überall von richtigem Urteil geleitete Lebensbeschreibung aus, welche durch eine sehr gefällige Form noch gehoben wird. Endlich ist der Band im Verhältniß zu seinem schätzenswerten Inhalt und seinem geschmackvollen Außern (auch das Bildniß Lenaus ist vorzüglich wiedergegeben) überraschend billig. Im Gegensatz zu der abfälligen Beurteilung, welche in diesen Hefen (Bd. 53 S. 357) eine Wiener Biographie Lenaus erfahren mußte, ist es ein Vergnügen, auf diese beste Ausgabe von Lenau alle gebildeten Leser aufmerksam machen zu können.

H. Weltrich. Wilhelm Herz. Zu seinem Andenken. Zwei literaturgeschichtliche und ästhetisch-kritische Abhandlungen. Stuttgart und Berlin. 1902. Cotta Nachfolger.

Das Bändchen enthält einen Nekrolog und eine kritische Studie über Bruder Raufsch. Ein Klostermärchen. Die Absicht des Verfassers, „mitzuhelfen, daß der Dichter, von dem die Abhandlungen reden, noch viel mehr in das Volk eindringen, als es bis jetzt geschehen ist“, kann nur gebilligt werden. Freilich fragt es sich, was er unter „Volk“ versteht; populär wird W. Herz nie werden, dazu ist der Dichter selbst in seiner ganzen Sinnesart zu vornehm und sein Gebiet (das romantische Epos des Mittelalters) zu entlegen. Aber „immerhin verdienen diese Epen nicht vergessen zu werden. Herz übertrifft Scheffel an Fülle des Inhalts und Geschmeidigkeit der Form; er überragt J. Wolff weit durch reichere Bildung und sorgfältigere Aus-

arbeitung.“ Der nicht eben sehr umfangreiche Nekrolog enthält eine Uebersicht von Herz' Wirksamkeit; merkwürdiger Weise folgt eine kurze Schilderung seines Lebensganges erst am Schluß, während der Anfang von jenen „Münchenern“ (Geibel, Heyse, Dingg zc.) handelt, unter welche Herz 1859 mit 23 Jahren trat. Das Ganze kann kaum als erschöpfend gelten; am wenigsten wird man dem Urtheil über die lyrischen Gedichte zustimmen mögen; Herz ist als Lyriker nicht naiv genug, auch nicht singbar.

Die zweite Abhandlung ist nicht neu; sie ist gekürzt wiederholt aus der Münchener „Süddeutschen Presse vom 17. bis 28. Mai 1884.“ Sie beginnt mit der Schilderung des Eindruckes, den „Bruder Rausch“ auf den Münchener Dichterverein gemacht hat, als Herz demselben die ersten 5 Gesänge, das eigentliche „Klostermärchen“ vorgelesen hat (April 1881). „Es war eine apollinische Stunde“, schließt der Bericht. Recht schätzbar ist die Uebersicht über das dichterische Sujet des Bruder Rausch in Bearbeitungen des 15. und 16. Jahrhunderts. Doch hat diese Sage dem Dichter eben nur „den Rohstoff gegeben“. „Denn etwa die Hälfte seiner 10 Gesänge ist aus völlig frei schaffender Phantasie hervorgegangen — und auch das Uebrige ist in jeder Zeile sein geistiges Eigentum.“ Es folgt dann eine sehr eingehende Analyse der ganzen Dichtung mit Probeabschnitten aus derselben. Im Ganzen hätte man die erste Abhandlung geordneter und ausführlicher, die zweite dagegen noch mehr verkürzt haben mögen. Jedenfalls verdienen die Umdichtungen von „Tristan und Isolde“, „Parzival“, „Hugdietrichs Brautfahrt“ und von „Lanzelot und Ginevra“ weit eher eine umfangreiche Würdigung; denn hier hat sich die Reproduktionskraft des Dichters glänzender, großartiger bewährt, als in dem in seinen Teilen ungleichwertigen „Klostermärchen“.

C. Worms. Die Stillen im Lande. Drei Erzählungen aus dem Winkel. Stuttg. und Berlin. 1902. Cotta Nachfolger. 3 Mark.

Der Titel ist nicht glücklich gewählt, er muß die Erwartung des Lesers irre führen; zumal mit dem bestimmten Artikel ist der Ausdruck „Stille im Lande“ typisch geworden für jene geistlich erweckten Kreise, welche in der Stille sich eng zusammenschließen und in der Absonderung nach ihrem Seelenheit trachten. Stille in diesem Sinne sind aber weder der etwas verbissene Privat-

gelehrte der ersten, noch der trostlose Pole der zweiten, noch gar der aus allen Himmeln in den Winkel sich rettende „Sonnenbruder“ der dritten Erzählung. Besser bezeichnet das „aus dem Winkel“ wenigstens die Schaupläze, abgelegene Orte Kurlands.

Der Wert der Erzählungen ist ungleich; gemeinsam haben sie jedoch neben dem anerkannten technischen Geschick des Verfassers einen gewissen Humor, der zumal in der ersten recht sympathisch berührt. Im Uebrigen läßt sich nicht leugnen: der Wert der drei Stücke geht der Reihe nach abwärts. Im ersten tritt doch ein versöhnendes Moment zwischen die Gegensätze und der Humor vermag alle schroffen Ecken abzuschleifen. Aber schon im „Finis Poloniae“ läßt sich die obwaltende Disharmonie nicht mehr ausgleichen, sondern veranlaßt endlich mit gewaltsamem Mißklang ein grelles Finale. Durchaus unberechenbar endlich verlaufen die Bahnen der „Sonnenbrüder“, in denen auch eine weniger vornehme Sprache bisweilen unsanft berührt. Freilich, Kurland muß ja bekanntlich seit Wilh. Wolffschild manche dichterische Zumutung über sich ergehen lassen. F. S.

Notiz.

Der Notiz im vorigen Hefte dieser Zeitschrift (S. 271) ist ergänzend hinzuzufügen der Name des „Teilnehmers der Synode“: Pastor H. Rosenfeldt-Selburg. Hinzuzufügen ist ferner, daß die „Nordlivl. Ztg.“ die in Rede stehende Auslassung Pastor Rosenfeldts reproduziert hat und daß die „Revalsche Ztg.“ sich mit dem bloßen Wiederabdruck nicht begnügt hat, sondern es überdies für gut befunden hat, in dem Satz, der von dem angeblich unzutreffenden Botum der kurländischen Synode handelt, das Wort „unzutreffend“ gesperrt drucken zu lassen, offenbar um ihre freudige Uebereinstimmung mit diesem Urteil dadurch kenntlich zu machen. Die Palme in dem edlen Wettstreit, unserer Kirche und ihren Vertretern etwas anzuhängen, gebührt indessen unstreitig der jüdisch-freistinnigen „Düna-Ztg.“ in Riga, die vom 13. September bis zum 22. Oktober d. J. in der Textbeilage zu ihren Inseraten eine ganze Reihe zumieist kirchenfeindlicher Zuschriften über das Thema Harnack und die kurländische Synode gebracht hat. Es wäre aber ungerecht, wollte man den Chefredakteur dieser Zeitung, Dr. Ernst Seraphim, dafür verantwortlich machen, denn er steht längst, wie jeder Eingeweihte weiß, wegen unheilbarer Direktionslosigkeit unter litterarischer Kuratel. Verantwortlich erscheinen bloß seine drei wohlbekannten Kuratoren, zwei in Riga,

einer in Mitau. Diese Männer sind alle drei darin einig, daß unsere Tagespresse heute weniger denn je der geeignete Ort ist, wo Fragen wie die von dem Garnaftischen Wesen des Christentums u. ä. sich behandeln lassen, am allerwenigsten in einem der modernen Theologie freundlichen Sinne. Trotzdem dulden sie es, daß die „Düna-Ztg.“ seit etwa drei Jahren systematisch für eine unserer Landeskirche feindliche Richtung Propaganda macht, und haben seiner Zeit keinen Einspruch erhoben, als die Redaktion der „Düna-Ztg.“ expreß zu diesem Zweck einen negativen Theologen aus Petersburg, den Magister E. v. Schrenck, kommen ließ, der nunmehr neben dem Zionisten Rabbi Nurock, dem nächsten und einflußreichsten Mitarbeiter Dr. Seraphims, als ständiger Kollaborator in theologicois fungirt. Aber nicht nur über das Ungehörige und Unzulässige einer solchen Behandlung religiöser und kirchlicher Fragen in der „Düna-Ztg.“ sind die drei Redaktionskuratoren einer Meinung. Sie haben alle längst eingesehen, daß auch die Behandlung anderer Fragen von einiger Tragweite abseits Dr. Seraphims vom baltischen Gesichtspunkt betrachtet perniziös ist und daß die „Düna-Ztg.“ auf die Dauer geradezu Gefinnungslosigkeit züchtet. Nichtsdestoweniger lassen sie ruhig ihrem unverbesserlichen Pflégbefohlenen völlig freie Hand. Wie ist das zu erklären?

Ad vocem „Düna-Ztg.“ sei hier der Kuriosität halber noch erwähnt, daß Dr. Seraphim seine Leser zum jüdischen Neujahrsfest in einer Extrabeilage (Nr. 212 vom 18. September 1902 oder 5663 seit Erschaffung der Welt) mit einem hebräischen Gruß in hebräischer Sprache und hebräischen Schriftzeichen erfreut hat.

Druckfehlerberichtigung.

In dem Artikel „Politische Feriengedanken“ S. 229 Zeile 11 von unten lies: Menschen statt Massen.

In der Chronik dieses Heftes ist auf Seite 152 durch ein Versehen, das wir zu entschuldigen bitten, ein Senatsukas in unrichtiger und schlechter Uebersetzung wiedergegeben worden. Am Schluß der Chronik im nächsten Heft wird dieser Senatsukas in korrekter Uebersetzung nochmals abgedruckt werden.

Briefkasten.

B. in Petersburg. Ihre Beschwerde über unpünktliche Lieferung bitten wir an die Buchhandlung zu richten, bei der Sie abonniert haben. Hat das keinen Erfolg, so bestellen Sie gefälligst die „Balt. Monatschrift“ vom nächsten Jahr ab direkt bei uns.

Der Verlag der „Balt. Monatschr.“
Riga, Nikolaistr. 27.

bei der geringen Polizeikontrolle in den Dörfern äußerst schwierig erscheint. Die letzten Ereignisse in den Gouv. Poltawa und Charkow bewiesen zur Evidenz die Notwendigkeit, sofort dem schädlichen Einfluß, den einige der landschaftlichen Statistiker auf die Landbevölkerung ausübten, Schranken zu setzen.

Diese Erwägungen haben den Minister des Innern zur Exportirung des obigen Allerhöchsten Verbots der Umfahrten der Statistiker bewogen, das sich übrigens nur auf das flache Land der genannten 12 Gouvernements und das laufende Jahr bezieht. In den 22 übrigen Gouvernements, in denen die Landschaftsinstitutionen eingeführt sind, werden die Gouverneure berechtigt, die Sammlung statistischer Daten in den Landbezirken zu inhibiren, wo sie eine derartige Arbeit im Interesse der öffentlichen Ordnung nicht für wünschenswert erachten.

5. Juni. Reval. Die Stadtverordnetenversammlung beschließt, unter Hinweis auf die Finanzlage der Stadt und auf das Defizit des vorigen Jahres im Betrage von 33,345 Rbl., beim Komité für Hafensachen um den vollen Ersatz der der Stadt durch die Aufhebung der Prozentsteuer von den ein- und ausgeführten Waaren zugefügten Einbuße nachzusuchen.
7. Juni. Jurjew (Dorpat). Die Allerhöchste Genehmigung zur Kontrahirung einer städtischen Anleihe von 190,000 Rbl. zum Bau eines Schlachthauses in Jurjew (Dorpat) wird erteilt.
7. Juni. Jurjew (Dorpat). Die offizielle Grundsteinlegung zu dem großen Neubau auf dem wilden Dom findet statt. Der Bau ist ursprünglich für ein Studentenkonvikt bestimmt gewesen, soll aber für andere Bedürfnisse der Universität verwertet werden.
11. Juni. Der „Reg.-Anz.“ veröffentlicht ein Allerhöchstes Reskript an den Verweser des Ministeriums der Volksaufklärung v. Saenger.

Das Reskript betont die Notwendigkeit der religiös-sittlichen Erziehung in der Schule, damit sie nicht den für jede Sache so verderblichen Eigenwillen und Dünkel großziehe. Zur Erreichung dieses Zieles müsse unverzüglich für sukzessive Einrichtung von Erziehungspensionaten bei den mittleren Lehranstalten der Residenzen und der Gouvernementsstädte Sorge getragen werden, indem man gleichzeitig für die Sache der Erziehung eine strenge Auswahl der geeignetsten Leute treffe und niemand zulasse, der für die bezeichneten Aufgaben nicht hinreichend vorbereitet ist. Gleichzeitig soll die Frage der materiellen Sicherstellung der Lehrer bearbeitet werden. Für die Organisation der Schule werden drei Kategorien vorgeschrieben: eine niedere mit abgeschlossenem Bildungsgang, eine mittlere Schule verschiedener Typen, gleichfalls mit abschließendem Bildungsgange, und eine Mittelschule mit dem Vorbereitungskursus für die Universität.

Hinsichtlich der Universitäten spricht das Reskript die Hoffnung aus, daß die Jugend sich wieder in der Erkenntniß ihrer Pflichten den Studien und der Ordnung zuwenden werde, und schließt dann mit den Worten: „Den Unordnungen, die die Wissenschaft und die Universitäten entehren, auf die Rußland in früherer Zeit mit Recht stolz war, und die jetzt so viele dem Vaterlande und Mir teure junge Existenzen zu Grunde richten, muß, zum Segen des Mir von Gott anvertrauten Volkes, ein Ende gemacht werden.“

12. Juni. Riga. Beim livländischen Gouverneur findet ein Rout für die Mitglieder des Landtages statt.
- „ „ Reval. Die estländische Prediger-Synode wird in üblicher Weise in der Ritter- und Domkirche durch eine Synodalpredigt des Generalsuperintendenten Hörschelmann über Hebr. 12, 2—7, eröffnet.

Die Synode war von 69 Gliedern und 20 Gästen besucht. Propst Rinne = Karusen und Pastor Busch = Fickel hielten Vorträge über die Seelsorge, Pastor Kall-Weißenstein sprach über den Mangel an Gemeindebewußtsein. Ueber die Volksschulen berichtete Pastor Bruhns-Nissi; im Anschluß an diesen Bericht wurden die Fragen eines Landes-Katechismus, eines estnischen ABCbuches, eines Schullesebuches und der Taubstummens- und Kinderpflege erörtert. Oberpastor Luther-Reval hielt einen Vortrag über das Thema: „Gehört Jesus Christus in das Evangelium“, in dem die Harnack'sche Auffassung eine eingehende Berücksichtigung erfuhr. Ueber den Spiritismus und Verwandtes handelte ein Vortrag von Pastor Krebsbach = Pühalep, der Generalsuperintendent Hörschelmann sprach über die Ehescheidung und die Wieder- verheiratung Geschiedener. Einen geschichtlichen Vortrag hielt Propst Hunnius-Maholm über die Wandlungen der kirchlichen Formen des christlichen Begräbnisses. — Die Synode wurde am 18. Juni geschlossen.

13. Juni. Walk. Die Stadtverordnetenversammlung beschließt um die Errichtung einer Kronssrealschule in Walk bei der Regierung zu petitioniren und das Betreiben dieser Angelegenheit einer Kommission aufzutragen. Die Kommune will sich an dem Unterhalt der Schule mit einer Subvention von 10,000 Rbl. jährlich beteiligen. Von der Verwaltung des Lehrbezirks wird in der Folge diese Subvention als so gering

bezeichnet, daß sie die Gründung der Schule nicht veranlassen könne. — Der Stadtarzt Dr. Koch, seit 35 Jahren im Dienst der Stadt, wird zum Ehrenbürger von Walk gewählt.

14. Juni. Pastor Dr. phil. August Bielenstein begeht in Doblen sein 50jähriges Predigerjubiläum, zu dem ihm von über 20 Verbänden und gelehrten Gesellschaften Glückwünsche dargebracht werden.
14. Juni. Libau. Die neuen Stadtverordneten wählen den bisherigen ständigen Stadtrat Ullmann wieder und zum zweiten Stadtrat den Stadtverordneten Krüming; der Stadtsekretär Straus wird wiedergewählt. Die Gage des ständigen Stadtrats wird von 3000 auf 2000 Rbl. herabgesetzt, ihm aber eine nicht pensionsfähige Zulage von 1000 Rbl. gewährt. Die Bezüge des Stadtsekretärs werden von 4000 auf 3500 Rbl. herabgesetzt.

Dazu bemerkt selbst der russische Teil des „Lib. Lokal- und Handelsbl.“: Die Pflichten des Stadtsekretärs sind sehr kompliziert und erfordern eine bedeutende Anspannung der Kräfte. Wenn der frühere Funktionär mit so kolossaler Stimmenmehrheit wiedergewählt wurde, so ergibt sich logisch daraus, daß seine bisherige Thätigkeit als vollauf befriedigend anerkannt ist. In solchem Falle war es keine besondere Nötigung, sein Honorar herabzusetzen. Libau ist nicht nur eine große Stadt mit einem verhältnismäßig hohen Budget, sondern auch eine sehr teure Stadt, in der bezüglich aller Gebrauchsgegenstände eine ungewöhnliche Teuerung herrscht, die sogar hinter den Preisen der Residenz nicht zurücksteht. Das muß man ganz besonders im Auge haben bei der Fixierung der Gage derjenigen Personen, von denen die Stadt eine beständige, lebhafte und angestrengte Mühewaltung fordert.

15. Juni. Der Kurfitenschen zweiklassigen Ministeriumsschule ist es gestattet worden, den Schülern der 2. Klasse, die in allen Fächern gute Fortschritte aufweisen, wöchentlich vier Stunden Unterricht in der deutschen Sprache zu erteilen (Zirk. f. d. Rig. Lehrbez.). Die Zulassung der deutschen Sprache als außerprogrammmäßiger Unterrichtsgegenstand wird seit dem letzten Semester an verschiedenen Volksschulen, zum Teil auf Petitionen der Eltern hin, genehmigt.
15. Juni. Nach dem von der „Sparchialzeitung“ veröffentlichten Protokoll der 24. Konferenz der Geistlichkeit der Rigaschen Eparchie vom 27. Oktober 1899 hat diese Konferenz beschlossen, beim hl. Synod darum nachzusuchen, daß in Zukunft von

den 60 Kronsstipendien an der Rigaschen geistlichen Schule zwei Drittel den Kindern von Geistlichen vorbehalten werden und die restirenden 20 den Kindern hiesiger estnischer und lettischer Bauern, darunter vorzugsweise solchen, deren Väter Lehrerstellen an den orthodoxen Kirchspiels- und Hilfschulen der Rigaschen Eparchie bekleiden. Bisher war das Verhältniß der Stipendiaten aus den beiden fraglichen Ständen der Zahl nach das umgekehrte.

Zur Begründung des Beschlusses wird gesagt, daß gegenwärtig keine Notwendigkeit zur Gewährung so großer Vorrechte an die estnischen und lettischen Bauerkinder bei dem Besuch der geistlichen Schule mehr vorhanden sei. Die Mehrzahl der orthodoxen Geistlichkeit sei aus der örtlichen Bevölkerung hervorgegangen und ihre Kinder beherrschen die lettische und estnische Sprache vollkommen. Wenn es früher eine Zeit gegeben habe, wo es nötig gewesen wäre, die besten Kräfte unter den örtlichen Bauerkindern heranzuziehen, so bedürfe man einer solchen extraordinären Maßregel jetzt nicht mehr: die Kinder der örtlichen Geistlichkeit könnten jetzt nicht schlechter als die Bauerkinder mit Ehren das Hirtenamt versehen. Andererseits ist die materielle Lage der orthodoxen Psalmenfänger in der Eparchie, die in der Mehrzahl der Fälle allein auf das Kronsgeloh von 250—300 Rbl. angewiesen sind, schlimmer als die Situation vieler bäuerlicher Pächter und Landeigentümer, so daß die ersteren weniger die Möglichkeit haben (wenn sie sie überhaupt haben), ihre Kinder auf eigene Kosten in der Rigaschen geistlichen Schule erziehen zu lassen, als die Bauern. Die geringere Zahl von Kronsstipendien für Kinder geistlichen Standes herauße daher viele Diener der Kirche der Möglichkeit, ihre Kinder in Riga unterrichten zu lassen, und sei die Ursache, daß ihre Knaben sich häufig mit der Ausbildung in den örtlichen Kirchspielschulen begnügen müssen.

15. Juni. Das livländische Landratskollegium wählt an Stelle des nach 15jähriger Amtsführung zurücktretenden residirenden Landrats Heinrich Baron Tiefenhausen den Landrat Woldemar Baron Maydell zu Marzen zum residirenden Landrat.
- „ „ Mit den Erdarbeiten für die Strecke Kreuzburg-Tuckum der Windau-Moskau-Nybinsker Eisenbahn wird begonnen.
16. Juni. Schloß. In Gegenwart des Generalsuperintendenten G. Deyrn und einer zahlreichen Versammlung wird der Grundstein zum Umbau der lutherischen Kirche gelegt.
- „ „ Zum kurländischen Vizegouverneur wird der Vizegouverneur von Olonez Oberst à la suite der reitenden Gardeartillerie Starynkewitsch ernannt. Er tritt sein Amt am 10. Juli an.

17. Juni. Nachdem Landrat M. v. Sivers aus Gesundheitsrücksichten vom Präsidium der Livländischen Gemeinnützigen und Oekonomischen Sozietät zurückgetreten ist, wird dasselbe vom Landrat A. v. Dettingen-Ludenhof übernommen. Zu Ehrenmitgliedern der Sozietät werden der residirende Landrat Baron W. Maybell und der Sekretär der Livl. Abteilung der Kaiserl. Russ. Gesellschaft für Fischzucht und Fischfang M. von Zur-Mühlen ernannt.
18. Juni. In einer Sitzung der Gouvernements-Schätzungs-Kommission wird beschlossen, die vom Landtag approbirte Instruktion für die Schätzung der ländlichen Immobilien Livlands zum Zweck der Steuerumlage nebst dem Separatvotum des Dirigirenden des livl. Kameralhofes dem Finanzministerium zur Entscheidung einzufenden.
18. Juni. Eine Konferenz der Volksschullehrer des Rigaschen Kreises wird in Riga abgehalten. Diese vom Volksschulinspektor des Kreises geleitete, durch das Regierungsreglement in der Wahl ihrer Verhandlungsgegenstände recht beschränkte Versammlung beschäftigt sich hauptsächlich mit der Frage nach der besten Methode für den Unterricht in der russischen Sprache in der hiesigen Volksschule.
19. Juni. Riga. Die Sitzungen des mit der Erledigung einiger Landtagsvorlagen beauftragten Livländischen Adelskonvents werden geschlossen. Unter Anderem wurde beschlossen, die auf die Güter des Grafen Scheremetjew im Kirchspiel Pēbalg entfallenden Zahlungen für kirchliche Leistungen im Betrage von 670 Rbl. auf die Ritterkasse zu übernehmen und dem Grafen Scheremetjew davon Mitteilung zu machen. — Da das Medizinaldepartement des Ministeriums des Innern ein die Zwangsisolirung resp. Internirung der Leprösen ermöglichendes Zirkulär erlassen hat, soll dem Lepraverain der vom Landtag bewilligte Kredit von 5000 Rbl. für einen oder zwei Spezialärzte eröffnet werden. — Für die Vorarbeiten zur Durchführung der Grundsteuerreform wird eine fünfgliederige Kommission unter dem Vorsitz des residirenden Landrats eingesetzt. — Gemäß dem Landtagsbeschuß von 1899 sind vier Kreistierärzte angestellt worden und die Berufung von Distriktstierärzten in die Wege geleitet worden. Nach den

bisherigen Erfahrungen wird beschlossen, die Maximalzahl der zu freirenden Distrikt-Tierärzämter von 32 auf 16 zu reduzieren, den jedem Distrikttierarzt aus der Landeskasse zu gewährenden Zuschuß von 300 auf 500 Rbl. zu erhöhen und dem Landratskollegium 1600 Rbl. zur Bezahlung von Umzugsgeldern an die Distriktveterinäre jährlich zur Verfügung zu stellen. — Das Statut für den auf dem letzten Landtag beschlossenen v. Torfkusschen Unterstützungsfonds wird angenommen.

Ein Zirkulär des Medizinaldepartements des Ministeriums des Innern vom 24. April 1902 sub Nr. 4429 ordnet eine Aufsicht über die Isolierung von Leprakranken an, da die Wissenschaft einige Formen der Lepra für ansteckend erklärt habe. Zum Zweck dieser Aufsicht muß in jedem Gouvernment, in dem Leprafälle konstatiert worden sind, eine Kommission nach dem Ermessen des Gouverneurs niedergesetzt werden, zu der aber jedenfalls der Medizinalinspektor und nicht weniger als zwei mit der Lepra vertraute Ärzte gehören müssen; diese Kommission hat nicht nur die Uebertragbarkeit der Krankheit in jedem einzelnen Fall zu untersuchen, sondern auch die äußeren Umstände vom Gesichtspunkte der Möglichkeit der Krankheitsübertragung auf die Umgebung zu prüfen und eine Isolierung des Patienten anzuordnen. Wenn nach den Umständen eine Isolierung des Kranken, wo sie für notwendig befunden worden ist, in seinem Hause nicht möglich ist, so muß er isoliert werden gemäß den Gesetzesbestimmungen, die die Verbreitung von ansteckenden Krankheiten verhindern sollen. Dem ärztlichen Personal des Gouvernements wird zur Pflicht gemacht, die zu Hause isolierten Kranken zu überwachen und von der Nichtbeobachtung der Vorsichtsmaßregeln der Kommission zu berichten. Wenn die Krankheit eines in einem Leprosorium untergebrachten Leprösen nach Aussage des Arztes die Ansteckungsfähigkeit verloren hat, so kann der Kranke auf seinen Wunsch nach einer Besichtigung durch die Kommission aus der Anstalt entlassen werden; auch die an einer übertragbaren Form der Lepra Leidenden, auf Anordnung der Kommission in einem Leprosorium untergebrachten Kranken können von der Kommission Verwandten zur Pflege übergeben werden, wenn sie nachweisen, daß die Mittel zur Isolierung des Kranken in seinem oder ihrem Hause vorhanden sind. Die Regeln für die häusliche Isolierung von Leprösen werden von der örtlichen Medizinalverwaltung zusammengestellt und der Kommission mitgeteilt. Für den Transport von Leprösen gilt die im Zirkulär des Ministeriums des Innern vom 20. Februar 1900 enthaltene Anleitung.

20. Juni. Der estländische Gouverneur Geheimrat G. N. Scalon stirbt in Berlin.

„ „ Zum Kurator des Rigaschen Lehrbezirks wird der bisherige Gehilfe des Kurators des Riewschen Bezirks Kollegienrat,

Kammerherr P. P. Iswolfski ernannt. Er steht seit 1886 im Staatsdienst und bekleidete seit 1899 seinen letzten Posten, vorher war er Bezirksinspektor im Riwschen Lehrbezirk.

20. Juni. Der frühere Rektor der Jurjewischen Universität, jetzt Mitglied des Konseils des Ministeriums der Volksaufklärung Budilowitsch ist zum Studium ausländischer Universitäten nach Deutschland, in die Schweiz, nach Italien und anderen Ländern abkommandirt worden.
21. Juni. Reval. Die Generalversammlung des estländischen adeligen Güterkreditvereins wählt an Stelle des zurücktretenden Landrats F. v. Zur-Mühlen, der 15 Jahre Präsident und vorher 25 Jahre Sekretär des Vereins gewesen ist, den bisherigen Sekretär J. v. Hagemeister-Paunküll zum Präsidenten und zum Sekretär Ferd. v. Mohrenschilbt-Unniküll.
- 21.—25. Juni. Der Rujensche landwirtschaftliche Verein feiert sein 25jähriges Bestehen mit einer reich beschickten Ausstellung. Der Verein zählt 500 Mitglieder, Präsident ist Baron Wolff-Mezküll.
- 22.—25. Juni. Reval. Ausstellung des Estländischen landwirtschaftlichen Vereins. Die bäuerliche Pferdezücht präsentiert sich sehr günstig.
25. Juni. Reval. Schluß der Sitzungen des ritterschaftlichen Ausschusses. Unter Anderem wird auf das Zirkulär des Medizinaldepartements über die Isolirung von Leprakranken beschlossen, der in Estland zu freireisenden Ärztekommision zur Bekämpfung der Lepra einen jährlichen Kredit von 500 Rbl. zu bewilligen. Nach den Ermittlungen des Lepraarztes Kupfer sind in Estland bereits zwei Drittel aller Leprösen internirt.
25. Juni. Der livländische Gouverneur Paschkow beginnt eine Revisionsreise durch die Städte Livlands. Er besucht am 26. und 27. Jurjew (Dorpat), am 28. Wolmar, am 3. Juli Wenden, am 4. Walk, am 5. Werro, am 10. und 11. Bernau, am 14. Fellin. Von den Städten aus unternimmt der Gouverneur Revisionsfahrten nach einigen Gemeindeverwaltungen und weilt als Gast u. A. auf den Gutshöfen zu Neu-Anzen, Audern, Zintenhof, Neu-Boidoma und Nawast.
27. Juni. Auf den Vortrag des Ministers des Innern erfolgt ein Allerhöchster Befehl, das Verbot von Privatandachts-

versammlungen der Lutheraner im Pernauschen Kreise nur in Bezug auf das Kirchspiel St. Michaelis aufrecht zu erhalten (s. Balt. Chr. 1902 März 7.).

27. Juni. Die Helsingforscher Stadtverordneten lehnen ein Projekt des Polizeimeisters Carlstedt für die Reform der Polizei in Helsingfors ab und bewilligen nur eine angemessene Vermehrung des Personals. Nach Carlstedt sollte in Helsingfors ein Schutzmann auf 250 Einwohner kommen; in Riga kommt einer auf 586, in Reval auf 521, in Stockholm auf 439. Ebenso lehnt die Versammlung die Einführung des vom Polizeimeister für jede wohlgeordnete Stadt als unentbehrlich bezeichneten Hauspolizeisystems der Dwornikinstitution ab. Die Hausbesitzer könnten gesetzlich nicht gezwungen werden, die Kosten für diese Institution zu tragen, außerdem aber würde den Dworniks, da sie die Beschäftigungen aller im Hause wohnenden Personen zu beobachten und der Polizei über sie zu berichten verpflichtet werden sollen, eventuell eine im höchsten Grade verhasste Aufgabe gestellt werden.

Die definitiven Resultate der Rekrutenaushebung sind, daß sich im Gouvernement Ryland 22,4 pCt. der Gestellungspflichtigen gestellt haben (in Helsingfors 57 von 855), im Gouvernement Tavastehus 50,9 pCt., im Gouvernement St. Michel 44,5 pCt., in ganz Finnland 45,9 pCt.

29. und 30. Juni. Wenden. Jährliche Ausstellung des Landwirtschaftlichen Vereins für Süd-Livland. Das Programm ist diesmal durch eine kunstgewerbliche Abteilung erweitert.
30. Juni. In diesem Juni sind etwa 40 Gemeinbeschreiber aus den estnischen Kreisen Livlands zu einem gegenseitigen Gemeinbeschreiber-Hilfsverein zusammengetreten. Der Jahresbeitrag für ordentliche Mitglieder beträgt 5 Rbl. Die erste Versammlung des Hilfsvereins findet in Jurjew (Dorpät) statt. Die Gründung eines ähnlichen Vereins wird von den kurländischen Gemeinbeschreibern geplant.
1. Juli. Die neue Hafenverwaltung wird in 17 Häfen des Reiches, darunter Riga und Libau, eingeführt. Die Verwaltung dieser Häfen geht damit aus dem Ressort des Ministeriums des Innern in das des Finanzministeriums über. Die Hafenpolizei wird dem nächsten Polizeimeister oder Kreispolizeichef unterstellt. Gleichzeitig tritt ein neues Reglement für die Navigationschulen des Finanzressorts ins Leben, durch das vier Kategorien solcher Schulen geschaffen werden. Eine der ersten Kategorie — für weite Fahrten — wird die bisherige Seemannsschule in Magnushof bei Riga.

1. Juli. Der als Oberst der Gardeinfanterie verabschiedete Kompagniechef im Litauischen Garderegiment N. J. Nikitin tritt das Amt des Kanzleidirektors des lit. Gouverneurs an.
1. Juli. Ein Anschlag an der Berliner Universität besagt, daß der Kultusminister bestimmt habe, die Reisezeugnisse russischer Mädchengymnasien in Zukunft nicht mehr als genügend für die Zulassung zum Universitätsstudium anzusehen, auch wenn die Inhaberinnen ein Ergänzungsexamen im Lateinischen bestanden haben.
2. Juli. Eine Publikation des Dekans der Juristenfakultät der Jurjewschen Universität erklärt auf Verfügung des Ministeriums der Volksaufklärung das Katheder des in den Gouvernements Liv-, Est- und Kurland geltenden Provinzialrechts für vakant und eröffnet gemäß Art. 605 des IX. Bd. des I. Teils des Schw. Sak. (Ausgabe von 1893) eine Konkurrenz für die Bewerbung um dieses Katheder (s. Balt. Chr. 1897 März 17. und Juli 31.).
4. Juli. Ein neuer Etat für die Quartiergelder der Offiziere wird publiziert, dessen Sätze bereits vom Januar l. J. ab in Anwendung kommen sollen. Die Normen des neuen Stats sind entsprechend den thatsächlichen Wohnungspreisen erhöht worden, so daß die Zuschüsse der Städte zur Bequartierung der Offiziere verringert werden oder wie in Reval ganz wegfallen werden können; in Reval betrug 1901 diese Ergänzungssumme nicht weniger als 27,000 Rbl.
6. Juli. Der Vizegouverneur von Livland A. V. Bellegarde wird zum stellvertr. Gouverneur von Estland ernannt. Er tritt sein Amt in Reval am 17. Juli an.
7. Juli. Der „Reg.-Anz.“ referirt über eine Senatsentscheidung betreffend die Eröffnung von Wasserwegen für Schifffahrt und Flößung in den Ostseeprovinzen (Senatsufas vom 4. April 1902, abgedruckt in der „Kurl. Gouv.-Zeitung“ 28. August 1902, Nr. 69).

Der Senat führt aus: Gemäß der Anmerkung 3 zum Artikel 359 des Ustaw für Wegekommunikationen (Fortf. vom Jahre 1893) erfordert die Eröffnung von Wasserwegen keine besondere Regierungsvorfügung. Der Wasserweg gilt als offen für die allgemeine Benutzung, wenn er in seinem natürlichen Zustande zur Ausübung der Schifffahrt und Holzflößung geeignet ist. Es frage sich nun, ob die obengenannte Anmerkung sich auch auf die Ostseeprovinzen bezieht, und zwar deshalb, weil im Provinzialrecht der Ostseeprovinzen gesagt ist (Teil 3, Art. 1014):

„Sichtlich des Nutzungsrechts wird ein Unterschied gemacht zwischen öffentlichen schiffbaren Flüssen und solchen, die weniger bedeutend sind, einschließlich der Bäche. Zur ersten Kategorie werden gerechnet“ . . . und weil dann die Namen von 10 Flüssen, die sich in den Ostseegouvernements befinden, aufgezählt werden. Der Senat hält den aus diesem Text gefolgerten Schluß, daß nur diese zehn Flüsse zu den öffentlichen schiffbaren Flüssen gehören und daß folglich ein Fluß, der nicht in diesem Artikel erwähnt ist, nur durch einen gesetzgeberischen Akt für schiffbar erklärt werden kann, für unrichtig, und entscheidet, daß für die Eröffnung von Wasserwegen für die Schifffahrt und Flößung auch in den Ostseeprovinzen die Anmerkung 3 zum Art. 359 des Ustaw für Wegekommunikationen anzuwenden sei, mit einer Einschränkung für Kurland, wo gemäß Art. 1017 des Provinzialrechts „das Flößen von Holz auf kleinen Flüssen wie auf größeren Strömen nur den angrenzenden Grundeigentümern gestattet ist.“

Der im Senatsufas angezogene Artikel 1014 des 3. Teils des Prov.-Rechts heißt w ö r t l i c h : „Unter den Flüssen sind die öffentlichen schiffbaren Flüsse von den andern, kleineren Flüssen und Bächen, zu unterscheiden. In Estland gehört zu den öffentlichen Flüssen nur die Narowa, in Livland die Düna, die Dreider Na, der Embach und der Pernaufuß. In Kurland werden zu den öffentlichen Flüssen, außer der Düna, die Windau, die Abau, die Misse, die Na und die Auk gerechnet.“

13. Juli. Zum livländischen Vizegouverneur wird der Kownosche Vizegouverneur wirkf. Staatsrat Nekljudow ernannt. Er tritt sein neues Amt am 26. Juli an.
14. Juli. Eine Allerhöchst bestätigte Verordnung über die Führung der Schiffsjournale auf den Fahrzeugen der Handelsflotte befreit die in den baltischen Häfen beheimateten Segelschiffe für drei Jahre, gerechnet von der Einführung der Verordnung, von der Verpflichtung, die Journale in russischer Sprache zu führen (s. Balt. Chr. 1901 Okt. 31.).
15. Juli. Beginn der Tracirung der Normalspurbahn von Riegel nach Hapsal, deren Bau vom Ministerium der Wegekommunikationen dem wirkf. Staatsrat P. v. Goette aufgetragen worden ist.
15. Juli. Bei der von der kurländischen Ritterschaft begründeten und auf einem von der Anstalt „Thabor“ bei Mitau gekauften Grundstück erbauten Irrenanstalt wird eine Wachabteilung für unruhige männliche und weibliche Kranke eingeweiht, was eine wesentliche Erweiterung der Anstalt bedeutet. Bisher besaß die am 16. Januar 1901 eröffnete und nach

dem Pavillonssystem geplante Irrenanstalt außer dem Doktorat und Wirtschaftsgebäuden nur einen Pavillon für ruhige männliche Kranke.

15. Juli. Das in Riga erscheinende durch seinen Deutschenhaß sich hervorthuende lettische Tagesblatt „Wahrds“ geht ein, an seiner Stelle erhalten die Abonnenten das dem früheren Redakteur des „Balt. Westn.“ Rechtsanwalt Friedrich Weinberg als Herausgeber und Redakteur neu konzessionirte Blatt „Rigas Awise“.

Weinberg erklärt, daß ihn die Erfahrungen mit den Herausgebern des „Balt. Westn.“ zu dem Entschluß gebracht hätten, eine neue journalistische Thätigkeit nicht anders zu beginnen, als wenn ihm volle Selbstständigkeit in der Leitung einer Zeitung garantiert wäre. Er habe daher die Konzession eines Blattes auf seinen Namen erwirkt, das dem Verlangen nach einer Tageszeitung entsprechen solle, die in nationalem Geist geleitet wird, über deren Ziele die Leser völlig im Klaren sind und auf deren Richtung sie sich dreist verlassen können. Diplomatische Unbestimmtheit werde die „Rig. Aw.“ nicht pflegen, sie werde sich auch nicht scheuen, nach ihrer besseren Ueberzeugung auch zur Zeit unpopuläre Ideen zu vertreten; der Herausgeber ist zwar ein Gegner des Klassengeistes und Klassenhochmuts, besteht aber des Allgemeinwohls wegen fest auf Disziplin und darauf, daß die Leitung dem besseren Verständnis zukomme.

Seine politischen Ansichten setzt Weinberg als bekannt voraus: „Ich wünsche, daß das lettische Volk lebe und sich entwickle, aber daß es sei und sich fühle als lebendiger Teil am Staatskörper Rußlands. Die Letten sollen es empfinden, daß des russischen Reiches Ruhm und Ehre auch ihr Ruhm und ihre Ehre ist. Auch der lettische Soldat hat in der russischen Kriegsmacht bei Sewastopol gekämpft; auch der lettische Soldat ist mit über den Balkan gegangen. Wer einmal ins Ausland kommt, der weiß, welches Gewicht in allen Landen der Name „Ruße“ hat, selbst in Landen, wo der Name „Lette“ gänzlich unbekannt ist. Nach außen können wir alle uns nur als „Russen“ fühlen und auftreten. Daß wir unter solchen Umständen nur echte Freundschaftsgefühle für das russische Volk hegen können, das begreift sich von selbst. Von jedem künstlichen Separatismus, von jedem Spaltungspunkt haben wir uns fern zu halten. Die lettische Frage ist ganz naturgemäß ein Teil der allgemeinen Frage der russischen Selbstherrschaft. So denkend, empfindend und sich verhaltend, können die Letten die Zukunft ihrer Nationalität als vollständig gesichert ansehen. Diese sichert ihnen das Gefühl der Gerechtigkeit und Duldsamkeit, das im russischen Volk herrscht, diese sichert ihnen der wohlwollende Sinn, den unsere Regierung schon bisher gegenüber der Förderung der

Entwicklung der Letten bewiesen hat, wie wir das aus dem Anwachsen der lettischen Pressorgane ersehen, diese sichert ihnen auch das Staatsinteresse, dem es nur zu Gute kommt, wenn die Letten den oben erwähnten patriotischen Geist nähren.“

Die Stellung zu den Deutschen aber, an deren Kultur- und Geistesleben die Letten sich entwickelt haben, wird so präzisirt: „In der Nationalitätenfrage, die in unserer Heimat eine so große Rolle spielt, wird die „Rig. Aw.“ keine Politik der Feindschaft gegen die Deutschen verfolgen. Solche Feindschaft ist ihr völlig fremd. Nur darf man es nicht als „Feindschaft“ betrachten, wenn man für die lettischen Bürger eine entsprechende Vertretung in der Selbstverwaltung unserer Städte beansprucht; man darf es nicht für „Feindschaft“ halten, wenn man die frühere moralische und geistige Abhängigkeit der Letten von den Anschauungen der deutschen Gesellschaft brechen will, wenn man die Selbständigkeit der lettischen Gesellschaft gegenüber der deutschen Gesellschaft begründen will. In diesem Ringen um die Unabhängigkeit der Letten von dem Uebergewicht der Deutschen wird die „Rig. Aw.“ unbeugsam sein. Die „Rig. Aw.“ wird in Sachen der städtischen Selbstverwaltung für die lettischen Bürger kein Gnadengesicht suchen. Sie wird nicht fordern, daß die Deutschen die Letten „berücksichtigen“, daß sie ihnen etwas „geben“, daß sie sie „anerkennen“. Alles das kann die „Rig. Aw.“ nicht fordern, da sie nicht anerkennt, daß den deutschen Bürgern irgend eine Bestimmung über den Standpunkt und die Rechte der lettischen Bürger zusteht. Die „Rig. Aw.“ steht auf dem Fundament, daß die lettischen Bürger selbst aufzutreten und diejenigen Rechte sich anzueignen und zu gebrauchen haben, die das Gesetz ihnen verliehen hat“. . . .

Zum Schluß konstatirt Weinberg eine Gähring unter den Letten in den Ansichten über verschiedene Fragen, man treffe viel Unklarheit und Unsicherheit, es mache sich bei den Letten die Notwendigkeit immer mehr fühlbar, „feste Lebens-, feste Weltanschauungen zu gründen.“ Dazu will die „Rig. Aw.“ helfen. . . . „Vereinigen, sammeln — wird eins der Hauptziele der „Rig. Aw.“ sein. Natürlich ist das nicht auf dem Fundament der Schwächlichkeit zu erreichen.“

19. Juli. Nach Blättermeldungen hat ein erblicher Ehrenbürger N. A. Turkin die von ihm angekaufte englische Kirche in Kronstadt der dortigen estnischen orthodoxen Gemeinde geschenkt. Die Kirche faßt 1000 Personen.
20. Juli. Ein Allerhöchster Erlaß bestätigt einen von der Direktorenkonferenz und dem Ministerium der Volksaufklärung ausgearbeiteten Stundenplan für die vier untersten Klassen der mittleren Lehranstalten. Der Stundenplan soll nicht, wie der im vorigen Jahr vom Ministerium Wannowski ein-

geführte, nur für ein Schuljahr gelten, sondern weiter beobachtet werden mit eventuellen vom Minister für nötig erachteten Aenderungen. Die alten Stundenpläne des Stadtgymnasiums in Riga und einiger innerrussischer Spezialanstalten sowie der deutschen Kirchenschulen in den Residenzen, deren Studiengang von dem Wannowfschen Versuch nicht betroffen worden war, bleiben auch nach diesem Erlaß unverändert.

20. Juli. Die Verfügung vom 20. Juni 1901, wonach der Erlös von Wohlthätigkeitsveranstaltungen der Gouvernementsobrigkeit zugestellt und von dort an seinen Bestimmungsort retournirt werden mußte, ist durch ein Zirkulär des Polizeidepartements aufgehoben worden. Das Polizeidepartement erklärt das Hin- und Herschicken des Geldes für zwecklos (Nordl. Ztg.). (S. Balt. Chr. 1902 Febr. 21.)
21. Juli. Der Kurator des Rigaschen Lehrbezirks P. P. Iswolfski tritt in Riga sein Amt an.
22. Juli. Die zum ersten Mal in Liv- und Estland in Aussicht genommenen Ankäufe von Remontepferden für das Militär finden in Wenden am 22., in Walk am 24., Wesenberg am 26. und in Jurjew (Dorpat) am 28. Juli statt. An der Spitze der Remontekommission stand Generalleutnant Baron Stempel. Die Kommission sollte 140 Pferde kaufen und erstand thatsächlich 132 (in Wenden 7, in Walk 52, in Wesenberg 48, in Jurjew (Dorpat) 25), von denen 21 Bauern und kleineren Züchtern gehörten, 111 aber Hofszuchten entstammten. Gemustert wurden 881 Pferde. Die Preise schwankten zwischen 125 und 450 Rbl., in Summa zahlte die Krone 33,390 Rbl. Die Probe gilt als gut bestanden und man nimmt an, daß die Remontekommission von nun an alljährlich nach Liv- und Estland kommen werde.
23. Juli. Reval. Anläßlich der in den Tagen vom 24. bis zum 26. Juli stattfindenden Entrevue mit dem Deutschen Kaiser auf der Revaler Rhede stattet Se. Majestät der Herr und Kaiser Nikolai II. der Stadt Reval einen Besuch ab. Seit der Anwesenheit Alexander II. im Jahre 1858 ist Reval keines Kaiserbesuches gewürdigt worden. Der Herr und Kaiser traf auf der Nacht „Standart“ um 11 Uhr Vormittags von St. Petersburg auf der Revaler Rhede ein und kam

um 1/23 Uhr Nachmittags an Land, wo er von den Spitzen der örtlichen Regierungsinstitutionen und dem Stadthaupt v. Hueck, das Salz und Brod überreichen durfte, empfangen wurde. Se. Majestät begab sich zur griechisch-orthodoxen Kathedrale und dann zum Schloß, an dessen Eingang Glieder der „Gesellschaft der Bannerträger“ Salz und Brod überreichten. Im Schloß wurden Sr. Majestät vom Gouverneur die protestantische und katholische Geistlichkeit, die Beamten, die Konsuln, die Landes- und Stadtvertreter vorgestellt, worauf Se. Majestät sich an die Versammelten mit den gnädigen Worten wandte: „Ich danke Ihnen, meine Herren! Ich bin sehr erfreut, Sie hier an den Orten Ihres Dienstes zu sehen, wünsche Ihnen, auch in Zukunft Ihren musterhaften Dienst fortzusetzen.“ Nach einem kurzen Besuch der Ritter- und Domkirche, wo Pastor Winkler das Glück hatte, Se. Majestät zu bewillkommen, fuhr der Kaiser ins Ritterhaus. Hier empfing der Ritterschaftshauptmann Baron Dellingshausen an der Spitze des Adels Se. Majestät mit einer Ansprache, in der er an den gerade vor 100 Jahren gethanen ersten Schritt zur Aufhebung der Leibeigenschaft in Estland hinwies und Se. Majestät bat, der estländischen Edelleute zu gedenken, die an dem Verteidigungskriege von 1812 teilgenommen haben und deren Namen auf Marmortafeln im Saal verewigt sind. Der Herr und Kaiser wandte sich darauf an die Ritterschaft mit folgenden Worten: „Ich bin herzlich und aufrichtig gerührt durch Ihren Empfang. Ich bedaure nur das Eine, daß Ihre Majestät die Kaiserin nicht mit Mir ist, aber Ich hoffe, daß Ich nicht zum letzten Mal in Reval und im Gouvernement Estland bin. — Nochmals danke Ich Ihnen für Ihren ehrenhaften Dienst und in Ihrer Person den verstorbenen Männern der That, deren Namen an diesen Wänden verzeichnet sind.“ Nach einem Dejeuner im Kabinet des Ritterschaftshauptmanns begab sich der Herr und Kaiser nach dem Rathaus, wo das Stadtamt und die Stadtverordneten Se. Majestät mit Hurrah-

rufen bewillkommneten und Se. Majestät die ausgestellten Altertümer in Augenschein nahm. Dann fuhr der Herr und Kaiser zum Ruffalkadenkmal, zum Häuschen Peters des Großen und von dort ins Sommerlokal des Marineklubs. Hier geruhte Se. Majestät auf das vom Kontreadmiral Woulf ausgebrachte Hoch zu erwidern: „Meine Herren! Ich trinke auf Ihre Gesundheit und auf das Gedeihen des neuen Reval'schen Marineklubs.“ Vor dem Katharinenthalschen Palais empfingen darauf Se. Majestät die estländischen Gemeindeältesten, die Salz und Brod darbrachten, und auch der Präses des Mäßigkeitsvereins „Walwaja“ hatte das Glück, eine kurze Ansprache halten zu dürfen. Vom Balkon des Palais hörte Se. Majestät alsdann eine Serenade an, die von dem russischen Musikverein „Gusli“, den deutschen Vereinen „Revaler Verein für Männergesang“ und „Revaler Liedertafel“ und fünf estnischen Gesangvereinen ausgeführt wurde, und geruhte den Sängern zu sagen: „Ich danke Ihnen für den schönen Gesang.“ Der Herr und Kaiser begab sich darauf wieder zum Hafen, bestieg einen Dampffutter und fuhr um 6 Uhr 10 Min. wieder an Bord des „Standart“.

Der Deutsche Kaiser kommt während der Marine- manöver, die nach den Berichten glänzend verlaufen, nicht nach Reval, nur Personen seines Gefolges machen der Stadt einen Besuch.

25. Juli. Reval. Der Estländische Ritterschaftshauptmann Baron Dellingshausen wird zum Kammerjunker ernannt, das Stadthaupt, eine Reihe von Beamten, die Leiter der Gesangsvereine erhalten Allerhöchste Geschenke. Für die Armen der Stadt spendet Se. Majestät der Kaiser 4000 Rbl.
29. Juli. Auf den Gouverneur von Charkow Fürsten Obolenski, der sich bei der Unterdrückung der Baucrunruhen im April ausgezeichnet hatte, wird ein Revolverattentat ausgeführt; der Fürst wird nur leicht von einer Kugel gestreift.
30. Juli. Der „Riss. Westn.“ reproduziert die Zuschrift eines „russischen Jünglings“ an den „Swet“, die sich darüber beklagt, daß das Rigasche Polytechnische Institut für das nächste Lehrjahr nur aus den Ostseeprovinzen stammende

Aspiranten bei der Aufnahme berücksichtigt; es sei das eine unzulässige Zurücklegung der Fremden. Dieser Zuschrift gegenüber wird konstatiert, daß die Statuten des Polytechnikums den Landeseingeborenen den Vorzug einräumen und daß die liberale Zulassung von Fremden zum Konkurrenzexamen in den letzten Jahren eine Ueberfüllung der Anstalt zur Folge gehabt hat, so daß man zum diesjährigen Termin nur den statutengemäß Bevorrechteten den Eintritt gestatten kann.

30. Juli. Das 1. Departement des Dirigirenden Senats verfügt, die Beschwerden des Wenden-Walkschen, des Riga-Wolmarschen, des Jurjew-Werroschen und des Bernau-Fellinschen adligen und des Wendenschen und des Fellinschen städtischen Waisengerichts über die von der livländischen Gouvernementsregierung unter dem 13. Dezember 1896 zirkulariter vorgeschriebene Verfügung derselben Regierung vom 3. Dezember desselben Jahres, betreffend das Verbot an die Waisengerichte Schreiben und Beilagen zu solchen in nichtrussischer Sprache entgegenzunehmen, Antworten in deutscher Sprache auszusenden und ihre Verfügungen mit Uebersetzungen in deutscher Sprache zu versehen, — ohne Folgen zu lassen (vgl. Balt. Chr. 1896 Dez. 3. und Beilage I).

Bei der Durchsicht der Umstände dieser Sache findet der Dirigirende Senat, daß die von den Waisengerichten des Gouvernements Livland erhobene Frage darnach, in welcher Sprache die geschäftliche Korrespondenz von diesen Gerichten geführt werden müsse und in welcher Sprache die diesen Gerichten eingereichten Gesuche abgefaßt sein müssen, bereits der Entscheidung der gemeinsamen Versammlung des 1. und des Kassationsdepartements des Dirigirenden Senats vorgelegen hat, die durch Verfügung vom 1. November 1899 sub Nr. 19 zu diesem Gegenstande folgende Erläuterungen gegeben hat: Nach der allgemeinen Norm, ausgesprochen im 1. Artikel der Beilage zu Art. 87 der Allgem. Gouvernementsverfassung Bd. II der Gesesammlung Ausgabe von 1892, führen alle Regierungsinstitutionen und Behörden der Gouvernements Livland, Estland und Kurland ihre Geschäfte und Korrespondenz ausschließlich in russischer Sprache. Von dieser allgemeinen Norm sind im Art. 3 derselben Beilage Ausnahmen enthalten für Ämter und Behörden, die auf Grundlage der im 2. Teile des örtlichen Provinzialrechts enthaltenen Gesetzesbestimmungen gebildet worden sind, und ferner für Institutionen und Behörden, die durch die örtliche Bauer- und andere Gesetzgebung geschaffen sind (mit Ausnahme der im Art. 2 dieser Beilage genannten);

Briefe und Beiträge sind zu richten an die Redaktion der „Baltischen Monatschrift“ in Riga, Nikolajstr. 27.

I n h a l t.

	Seite.
Lord Byron als Dramatiker. Von Dr. Eduard Eckhardt	273
Der Kaufmann in der erzählenden Poesie. Ein Vortrag von Dr. Eduard Schneider †.	289
Livland und die Schlacht bei Tannenberg. (Fortsetzung.) Von Oskar Stavenhagen.	310
Litterarisches (Lindner, Weltgeschichte. II. — Neurath, Nationalökonomische Vorträge. — v. d. Hellen, Goethes Briefe, II. — Lenau's sämmtl. Werke. — Weltrich, Wilhelm Herz. — Worms, Die Stillen im Lande	337
Notiz	343

* * *

Baltische Chronik. Vom 5. Juni bis zum 30. Juli 1902. Redigirt von G. B.

Nachdruck verboten.

Diesem Heft ist beigelegt ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung Georg Reimer, Berlin, über das Werk: „Graf Alexander Rejserling. Ein Lebensbild, zusammengestellt von Freifrau Helene von Taube von der Tffen.“ Das Buch ist u. a. bei der Buchhandlung Jonck & Poliewsky, Riga, zu haben.

Herausgeber und Redakteur A. v. Tidobühl.

Дозволено цензурою. — Рига, 1 Ноября 1902.
Druckerei der „Baltischen Monatschrift“, Riga.